7/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Die Ventile der Erde

FW bei den Vulkanologen im Fernen Osten

Gagarins letzte Worte

„Hier 625, gehe auf Landekurs" —
Was geschah am 27. März vor zwanzig Jahren?

Spiegel-Reflexe

Glas am laufenden Band
aus dem
Torgauer Floatbad

Reportage
Land der Vulkane **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Torgauer Flachglas **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Äthiopien
Aktueller Bildbericht aus dem von einer neuen Hungersnot bedrohten Land **Seite 16**

Polemik
Abrüstungsgegner formieren sich **Seite 20**

Ungewöhnliche Begegnung
Nackter Mann und Neandertaler-Skelett – ein Foto mit Hintergründen **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Memoiren
Erinnerungen von Wladimir Gall **Seite 26**

Naturschutzgebiete
Westkaukasischer Steinbock **Seite 28**

Bildfeuilleton
Vom Baum, der zur Geige wurde. Besuch bei einem bulgarischen Geigenbauer **Seite 30**

Geschichte
Was geschah 988? **Seite 32**

Erzählung
Andrej Platonow: „Der bunte Schmetterling“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Kolobok bei den Sternbildern **Seite 40**

Winterspaß
Go-Car-Rennen der 10jährigen in Krylatskoje **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Tatsachenbericht
Juri Gagarins letzter Flug – als plötzlich die Stimme im Äther verschwand **Seite 46**

Report
FREIE WELT besucht die slowakische Kreisstadt Trenčin **Seite 52**

Titelfoto:
Die Spiegelreflexe fotografierte Volker Hohlfeld

Redaktionsschluß für dieses Heft: **21. 3. 1988**

Die Schlüsselfrage

Ein Schlüssel wurde von Angehörigen der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland an Vertreter der Nationalen Volksarmee als Bevollmächtigte der Regierung der DDR übergeben. Das Zeremoniell fand in der Kreisstadt Waren statt – einem der Orte, wie wir aus den Nachrichten wissen, wo in unserer Republik operativ-taktische Raketen vom Typ OTR-22 stationiert gewesen sind. Doch das „Teufelszeug“, wie es der Generalsekretär des ZK der SED nannte, ist längst weg. Und der Schlüssel ist zu groß, um in eines der elektronischen Zündschlösser zu passen, mit denen man Raketenabschußsysteme im Ernstfall „scharf“ macht. Ihn übernimmt der FDGB, nachdem das Objekt, in dem das sowjetische Raketenpersonal wohnte (Foto oben rechts: die Verabschiedung), zur Übergabe als Erholungsheim vorbereitet wurde (Foto rechts). Um den Vorhof der Hölle, zu dem dieses Stück unserer Heimat im Ernstfall sicherlich geworden wäre, in ein Urlauberparadies zu verwandeln. Zwei moderne Wohnhäuser mit separaten Mehrzimmer-Balkon-Bad-Appartements bieten dann zunächst 800 Erholungsuchenden Platz, für die Kinder gibt es viel Auslauf, Rollschuh- und Reitsport ist angesagt, in fünf Autominuten erreicht man die Müritz, den Kölpinsee. Eine große Geste, einprägsam, nicht weniger symbolisch als der Riesenschlüssel selbst... Und schlichter Abrüstungsalltag ist, was fast zur gleichen Zeit im 7000 Kilometer entfernten kasachischen Städtchen Saryosek passiert. Am 12. März trifft dort der Zug mit den 21 OTR-22-Raketen ein (Foto oben), die 15 Tage zuvor in Waren verladen worden waren. Die Länge der Fahrzeit, sagt uns Major Sergej Gorkunow, der den Transport von Mecklenburg bis nach Kasachstan begleitet hat, erkläre sich nicht nur aus der großen Entfernung, sondern auch aus der Tatsache, daß die Waffensysteme unterwegs getrennt werden mußten. Die einzelnen Teile wie Startrampe und Fahrzeug sowie Gefechtskopf und die Rakete selbst sollen an verschiedenen Orten vernichtet werden, deren Entfernung nicht kleiner als 1000 Kilometer ist. So sieht es der noch zu ratifizierende Vertrag über die Beseitigung der Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite vor. Die von den Regierungen der UdSSR, DDR und ČSSR vereinbarte vorzeitige Rückverlegung der OTR-22, betont Major Gorkunow, sei für ihn als Raketenspezialist nicht nur ein Zeichen des guten Willens; sondern die bereits vollzogene Trennung in Startrampen, Raketen und Gefechtsköpfe mache das Waffensystem praktisch schon jetzt nutzlos. „Wirklich vernichten können wir die Raketen

allerdings erst, wenn der Vertrag ratifiziert ist. Ehrliche Abrüstung auf beiden Seiten bleibt die Schlüsselfrage. Ich bin froh, daß die Aussichten dafür gut sind.“ Natürlich kehrt Sergej Gorkunow nach vier-

einhalb Jahren Dienst in der DDR auch gern wieder in die Heimat zurück. Seine Familie, die dort mit ihm wohnte, wo sich bald FDGB-Urlauber erholen werden, ist schon angekommen, erwartet ihn bereits.

Der Major gibt seinen letzten Befehl als Offizier in dieser Raketeneinheit. Für die anwesenden Journalisten aus neun Ländern wird einer der Transportcontainer geöffnet. Zum ersten Mal die OTR-22 vor Fotoobjektiven und Fernsehkameras. „Heben Sie sich die Bilder auf. Was Sie hier fotografieren, wird es bald nicht mehr geben." Nach Inkrafttreten des Vertrages werden innerhalb von 90 Tagen alle sowjetischen Kurzstreckenraketen der Typen OTR-22 und OTR-23 hierhergebracht und auf dem Wege der Sprengung zerstört. Was dann hier bleibt, ist ein kleines Militärgelände mit einigen großen Bunkern. Aber auch dafür hat man in Saryosek bereits eine Idee. Kasachstan ist ein wichtiges Landwirtschaftsgebiet, und gute Lagerhallen werden immer gebraucht.

Volker Hempel, Waren
Stephan Kühnrich,
Saryosek bei Alma-Ata

Fotos: D. Christel; ZB/Bartocha; M. Hube

Die Sache mit den Andersdenkenden

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Man hat einen neuen Dauerbrenner gefunden. Zur „Gefahr aus dem Osten" ist eine „Freiheit" hinzugekommen, die „immer Freiheit der Andersdenkenden" sein soll. Ein Satz von Rosa Luxemburg, aus dem Zusammenhang gerissen, von ihr nie verkündet, nie in ihrem Namen gedruckt. Jetzt soll die Sache mit den Andersdenkenden an Rosa Luxemburg hängenbleiben.
Wenige Tage vor ihrer Ermordung durch „Andersdenkende" legte Rosa Luxemburg ihre wissenschaftliche Erkenntnis über Freiheit und Demokratie nieder: „Die von der Geschichte auf die Tagesordnung gestellte Frage lautet: Bürgerliche Demokratie oder sozialistische Demokratie? Denn Diktatur des Proletariats, das ist Demokratie im sozialistischen Sinne... Nicht wo der Lohnsklave neben dem Kapitalisten, der Landproletarier neben dem Junker in verlogener Gleichheit sitzen, um über Lebensfragen parlamentarisch zu debattieren; dort, wo die millionenköpfige Proletariermasse die ganze Staatsgewalt mit ihrer schwieligen Faust ergreift, um sie, wie der Gott Thor seinen Hammer, den herrschenden Klassen aufs Haupt zu schmettern: Dort allein ist die Demokratie kein Volksbetrug."
Also nicht die „Demokratie", in der sie und Karl Liebknecht ermordet wurden, genauso wie der katholische Reichskanzler Erzberger und der großbürgerliche Reichsaußenminister Walther Rathenau, dem „Andersdenkende" nicht verzeihen konnten, daß er in Rapallo mit der jungen Sowjetunion den ersten Vertrag der friedlichen Koexistenz abgeschlossen hatte.
Todfeinde Rosa Luxemburgs entdecken heute ihr Herz für die KPD-Gründerin Rosa Luxemburg und fügen dem Mord an ihr die Leichenschändung hinzu. Gestützt auf ihre „Definition" von Freiheit und Demokratie, sei unmißverständlich gesagt:
– Die Menschenrechte auf Frieden, Leben, Arbeit, Bildung, Gesundheit, Geborgenheit, soziale Sicherheit, Menschenwürde sind bei uns mit staatsbürgerlichen Pflichten verbunden;
– es gibt kein Recht auf Verletzung der sozialistischen Rechte;
– die sozialistische Volkswirtschaft ist kein Selbstbedienungsladen;
– wir lassen unsere sozialistischen Errungenschaften nicht herabsetzen: Weder im sozialistischen deutschen Staat, noch in der Sowjetunion, noch in anderen Staaten des Warschauer Vertrags, noch in Vietnam, Volkschina oder Kuba. Der Sozialismus ist die einzige Alternative zur alltäglichen Unmenschlichkeit des Kapitalismus;
– die deutsch-sowjetische Freundschaft ist nicht von einer zeitweiligen Zweckmäßigkeit abgeleitet: Sie ergibt sich aus der Notwendigkeit der Geschichte, des Friedens, der Ökonomie, des Sieges des Sozialismus;
– wir brauchen nicht Provozierende, sondern Produzierende;
– der härteste Ausdruck unserer Kritik ist der Leistungsvergleich;
– Fragen zum Sozialismus? Ja! Den Sozialismus in Frage stellen? Nein!

Den Sozialismus verbessern wir ständig selbst. Dazu brauchen wir keine Feinde des Sozialismus. Trotz alledem sind wir es, von denen alle Vorschläge und die Praxis der Nächstenliebe ausgehen. Wir haben Raketen, von denen gesagt wird, „je kürzer die Reichweiten, desto deutscher die Toten", vorzeitig von unserem Territorium entfernt. Wenn im Bundestag trotzdem das Wort von einer „Invasionsfähigkeit des Warschauer Vertrages" umgeht, sollte man des Gebotes gedenken, „kein falsch' Zeugnis wider seinen Nächsten zu reden".

Mit unserer Wirtschaftsstrategie und der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik stellen wir den Menschen in den Mittelpunkt und praktizieren beispielhaft Nächstenliebe. Wir planen bis 1990 und weiter ins nächste Jahrtausend. Wo „anders gedacht" wird, bewegen sich Gedanken und Pläne bis zur nächsten Wahl. Wir bewältigen mit hochgesteckten Zielen Probleme über Probleme. Wo man „anders denkt", taumelt man von Krise zu Krise.
Mit jeder Minderung militärischer Gefahr verschärft sich die ideologische Auseinandersetzung. Die hysterischen Kampagnen seit Mitte Januar sind nicht offensiven Charakters, sondern Re-Aktion, Reagieren auf Existenz und Erfolge des Sozialismus. Und auch die Scharfmacher haben noch nicht aufgegeben: Kriegsschiff-Provokationen in sowjetischen Hoheitsgewässern im Schwarzen Meer; amerikanische Eingreiftruppen im an Nikaragua angrenzenden Honduras.
Ernst Thälmann betrachtete als Kernstück des proletarischen Internationalismus die Haltung zur Sowjetunion: „Heute gibt es keine bedeutsame politische Erscheinung in der Welt, die nicht durch die Existenz der Sowjetunion beeinflußt wird." In seinem letzten schriftlichen Selbstzeugnis lesen wir: „Mein Leben und Wirken kannte und kennt nur eins: Für das schaffende deutsche Volk meinen Geist und mein Wissen, meine Erfahrungen und meine Tatkraft, ja mein Ganzes, die Persönlichkeit zum Besten der deutschen Zukunft für den siegreichen sozialistischen Freiheitskampf einzusetzen."
Das ist die aktuelle dialektische Einheit von patriotischer Pflicht für den Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik und proletarischem Internationalismus, was die Einheit in der sozialistischen Gemeinschaft angeht, insbesondere die Freundschaft mit der Sowjetunion. Da kann es kein „Andersdenken" geben. Kampfsituationen erfordern Kampfpositionen und eine wetterfeste Haltung – kein Andersdenken, sondern Mit-Denken.

„...wie wenn Wasser mit

FREIE WELT EXKLUSIV

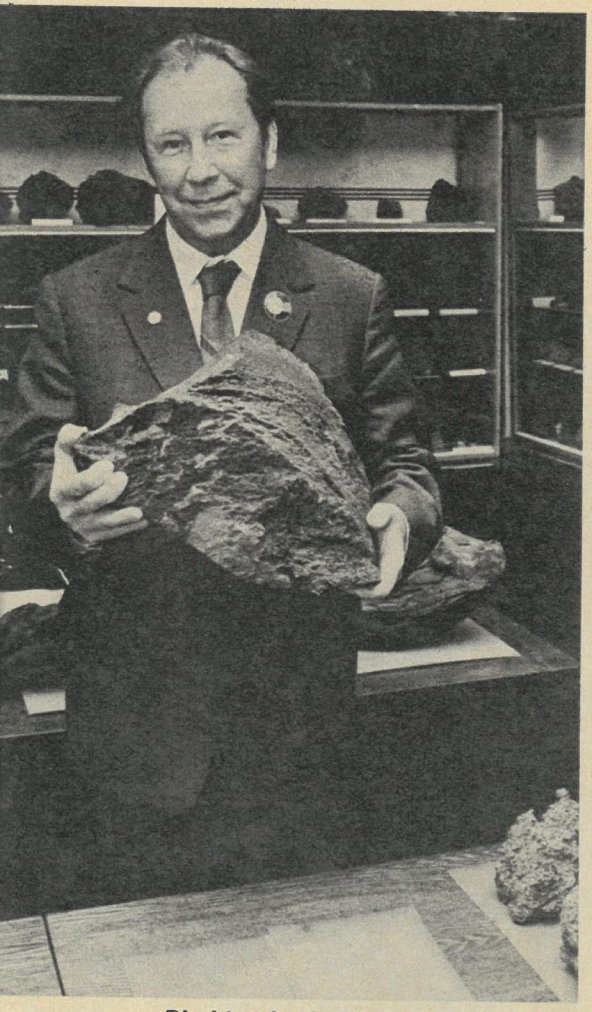
So wallet und siedet und brauset und zischt es in Kamtschatkas Tal der Geysire. Schiller hätte das Vorbild für die elementare Urgewalt in seiner Ballade hier finden können. Doch es wurde erst im Frühjahr 1941 von einem kleinen Geologentrupp entdeckt. Und obwohl seither viel warmes Wasser in den Ozean floß, auch heute noch sind viele Regionen auf Kamtschatka ebenso schwer zugänglich wie der hiesige, zweieinhalb Kilometer lange Talabschnitt, wo die Gejsernaja in die Schumnaja mündet. Wer das seltene Glück hat, dieses landschaftliche Kleinod zu besuchen und die zwanzig großen und über zweihundert kleineren Geysire, dazu die vielen pulsierenden Quellen, Schlammkessel und Dampfaustritte zu beobachten, wird nicht nur Zeuge eines faszinierenden Naturschauspiels – er bekommt zudem einen Begriff von der ungeheuren Energie, die tief im Erdinnern obwaltet, Kontinente verschiebt, Geysire aufzi-

Feuer sich mengt...”

schen und Vulkane ausbrechen läßt. Ihr nicht wehrlos ausgeliefert zu sein, sondern einen Teil ihrer Energie sogar zu menschlichen Zwecken auszunutzen, darum geht es den Wissenschaftlern, die hier ihren Dienst tun.

Unsere Moskauer Korrespondenten Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) bereisten die Halbinsel Kamtschatka und standen auf vulkanischer Erde.

„... wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt ...“



Direktor des Instituts für Vulkanologie ist Professor Sergej Alexandrowitsch Fedotow. Diese Forschungseinrichtung auf Kamtschatka ist sechsundzwanzig Jahre alt.

Professor Sergej Alexandrowitsch Fedotow, Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und langjähriger Leiter des Instituts für Vulkanologie, hatte es uns versprochen: „Wir zeigen Ihnen die Vulkane. Ganz aus der Nähe!“ Erhöhter Reporter-Blutdruck. Es gehört nicht gerade zu den Alltäglichkeiten im Leben eines Zeitungsmenschen, Asiens höchsten tätigen Vulkan, Kljutschewskaja Sopka, von nahem zu betrachten und im Krater eines anderen, des Uson, mit dem Hubschrauber zu landen. Allerdings „wenn Flugwetter ist“, hatte der Gelehrte einschränkend hinzugefügt. Blutdruck-Absenkung. Flugwetter gehört auf Kamtschatka zu den Dingen, für die der Zeitgenosse besonders dankbar zu sein hat – so viele Stürme, Wetterstürze und dichteste Schneefälle wie hier finden sich kaum noch anderswo. Was soll man sagen: Da der moderne Mensch Gott sei Dank nicht abergläubisch ist, haben wir es mit unentwegtem Daumendrücken versucht, und es half. Morgens schneite es zwar noch heftig, die Meteorologen aber zeigten sich zuversichtlich. Aufklärung wurde prophezeit. Unser Zubringerkleinbus zum Hubschrauberflugplatz am Stadtrand von Petropawlowsk-Kamtschatski mußte sich noch durch heftiges Schneegestöber kämpfen. Doch als wir zwei Meter vor der MI 8 standen, so gegen 11 Uhr (in Berlin hatte man gerade Mitternacht – elf Stunden beträgt der Zeitunterschied hier am 160. Längengrad östlich von Greenwich), fiel das Licht der Mittagssonne fast senkrecht auf die schneebedeckten Berge. Start also pünktlich zum Flug über eine der ursprünglich-unberührtesten, erregendsten Landschaften hinweg, die der Planet Erde zu bieten hat.

Schildvulkane und Calderen

Kamtschatkas Relief bildete sich erst im Verlauf des Quartärs, der jüngsten Formation in der Erdgeschichte. Wie der Rücken eines gigantischen Urtieres stieg es aus den Fluten des Ozeans empor. Bei der Hebung des Meeresbodens entstanden Brüche, aus denen Ströme basaltischer Lava flossen. Ausgedehnte Plateaus bildeten sich. Diese wurden durch die anhaltende Bewegung des brodelnden Magmas wieder zum Teil zertrümmert, Magmaherde entleerten sich, so daß es zu Senkungen und Hebungen einzelner Blöcke und zur Entstehung neuer Brüche kam. Ungezählte verschiedenartige vulkanische Gebilde und variationsreiche Reliefformen bildeten sich heraus – Schildvulkane, Vulkankegel, Calderen, Depressionen und Kuppen von Auswurfsmaterial. Kamtschatka ist mehr als zur Hälfte mit Produkten vulkanischer Ausbrüche bedeckt. Dies erfahren wir in der rüttelnden Enge des Hubschraubers, notieren, was Dr. Viktor Sugrobow, der Vulkanologe, erklärt, blicken dabei immer wieder fasziniert aus den kleinen runden Fenstern auf die theoretisch erläuterte Realität. Doch jetzt heißt Dr. Sugrobow uns die bis an die Oberschenkel reichenden Asbeststiefel anzulegen, die bis dahin unbeachtet vor unseren Füßen lagen. Wir nähern uns nach knapp zweistündigem Flug dem Ziel.

Aus einem Talkessel steigt Dampf auf, fast die Sicht verdeckend. Auf einem kleinen festen Platz kommen die Rotorflügel zum Stehen. Jetzt, da wir unsere Füße auf den wie ein Spannteppich nachgebenden Boden setzen und einen ersten Rundumblick tun können, sehen wir: Der Talkessel ist ein Krater. Hier ragte einst ein hoher Vulkankegel empor. Gewaltige Eruptionen sprengten ihn ab und schufen die scharfkantigen Ränder, die den Kessel fast kreisrund umschließen: Caldera nennt man dies.

Bizarre Welt

Wir sind in einer bizarren, einer seltsamen Welt angelangt. Um uns blubbert es wie heißer Erdbrei, Schwefelblasen platzen, weißer Dampf steigt zischend aus ungezählten Bodenöffnungen, schwefliger Geruch erfüllt die Luft. Schwer atmende Schlammkessel, in regelmäßigen Abständen gluckst ein kleiner See auf, heiße Fontänen versprühen ihr Wasser, und hört man an manchen Stellen genau hin, vernimmt man unter der Erde ein heftiges Klopfen, Pochen, als werkte hier Hephaistos, der Gott des Feuers und der Schmiede. Die Füße setzt man allerdings am besten nur dorthin, wo Dr. Sugrobow es für angeraten hält. Denn unter dem Spannteppich hat das Wasser eine Temperatur von 90 bis 95 Grad Celsius – wer da einbricht, wird gesotten bei lebendigem Leibe. Jetzt wissen wir auch unsere unbequemen Asbeststiefel zu würdigen! Eigenartige Assoziationen wandeln einen hier an, so dicht am Erdenpuls: Weltenbeginn etwa. Die Caldera-Schüssel hat ihr eigenes Mikroklima, die warme Luft bildet auch während des achtmonatigen Winters eine Art Glocke über dem Kessel. Bären sind ständige Gäste hier, die sich nach Beendigung ihres Winterschlafes im Schlamm wärmen, Wölfe besuchen im Rudel die Oase in der Schneewüste, hier reiche Fänge erwartend, denn für Rene und Elche sind die immer vorhandenen Gräser und Flechten attraktive Delikatessen. Doch nicht nur das: In der Caldera existieren Lebensformen und Farbschläge thermophiler Algen, die es nur hier gibt. Von Schneeweiß über Zitronengelb, Orange und Rot bis zum tiefsten Blauschwarz. An den Ufern kleiner warmer Bäche wachsen ganze Schichten in allen Farben des Regenbogens neben- und übereinander – an jeder weiteren Quelle, jedem weiteren Bach wieder anders, wieder neu.

Doch nicht allein der Schönheit wegen haben die Vulkanologen in der Caldera für ständig Posten bezogen.

„Saubere“ Energie

Hier werden die Erdwärme oder exakter die Geothermalenergie erforscht und die Mineral- und Erzbildung untersucht, alles geschieht praktisch vor den Augen der Wissenschaftler. Die potentiellen Ressourcen an Thermalwasser in der Sowjetunion wurden Ende vergangenen Jahres auf 20 bis 22 Millionen Kubikmeter pro Tag geschätzt, dabei ist nur Wasser mit einer Temperatur über 50 Grad Celsius berücksichtigt. Die detaillierte Erkundung dieser nun wirklich billigen, wirklich „sauberen“ Energie allerdings geht hierzulande, wie die Fachleute versichern, allzu langsam voran. Bisher nutzt man lediglich etwa ein Prozent des Möglichen: 140 000 Kubikmeter Heißwasser pro Tag. Dadurch wird schon jetzt eine Einsparung von 2,5 Millionen Tonnen konventionellen Brennstoffs jährlich erreicht.

Relativ lange arbeitet auf Kamtschatka bereits das geothermische Kraftwerk Paushetka mit einer Kapazität von 11 Megawatt. Nun soll in der Nähe des Mutnowsker Vulkans ein weiteres mit einer Kapazität von 200 Megawatt entstehen, denn eine stärkere Nutzung der unterirdischen Wärme ist notwendig für die Halbinsel. Kohle und Erdöl sind wenig oder gar nicht vorhanden, und sogar Brennholz gibt die Tundra nicht viel her, und auch mit Rücksicht auf die Bodenerosion muß mit den vorhandenen Vorräten sparsamer umgegangen werden, als das bislang noch der Fall ist. Künftige Generationen sollen Erben sein. Groß sind die Vorräte an unterirdischer Wärme: Den gegenwärtigen und künftigen Bedarf der Halbinsel übersteigen sie um ein Vielfaches. Zudem sind sie leicht zugänglich. Ein Problem allerdings, das bei der Nutzung gelöst werden muß, ist der starke Mineralgehalt des Wassers. Wege sind zu finden, starke Ablagerungen und übermäßige Korrosionen in den Anlagen zu verhindern. Andererseits können die Thermalwasser Rohstoff für viele gesuchte Substanzen sein. Aus dem Überschußwasser des Paushetka-Kraftwerkes könnten jährlich 1600 Tonnen Borsäure gewonnen werden – andere Wasser enthalten Rubidium-, Caesium-, Arsen- und Quecksilberverbindungen. Studien für die komplexe Nutzung der unterirdischen Wärme werden erarbeitet, erste Modellversuche zeigen, daß es geht: Zuerst beheizen die Heißwasser Wohngebäude, anschließend Gewächshäuser und gelangen dann in Teiche, wo eine für Kamtschatka exotische Fischzucht betrieben wird: Karpfen und Forellen. Ja, aus Kamtschatkas brodelnder Erde lassen sich, mühsam zwar, aber dennoch immer nötiger, verheißungsvolle Prognosen ablesen.

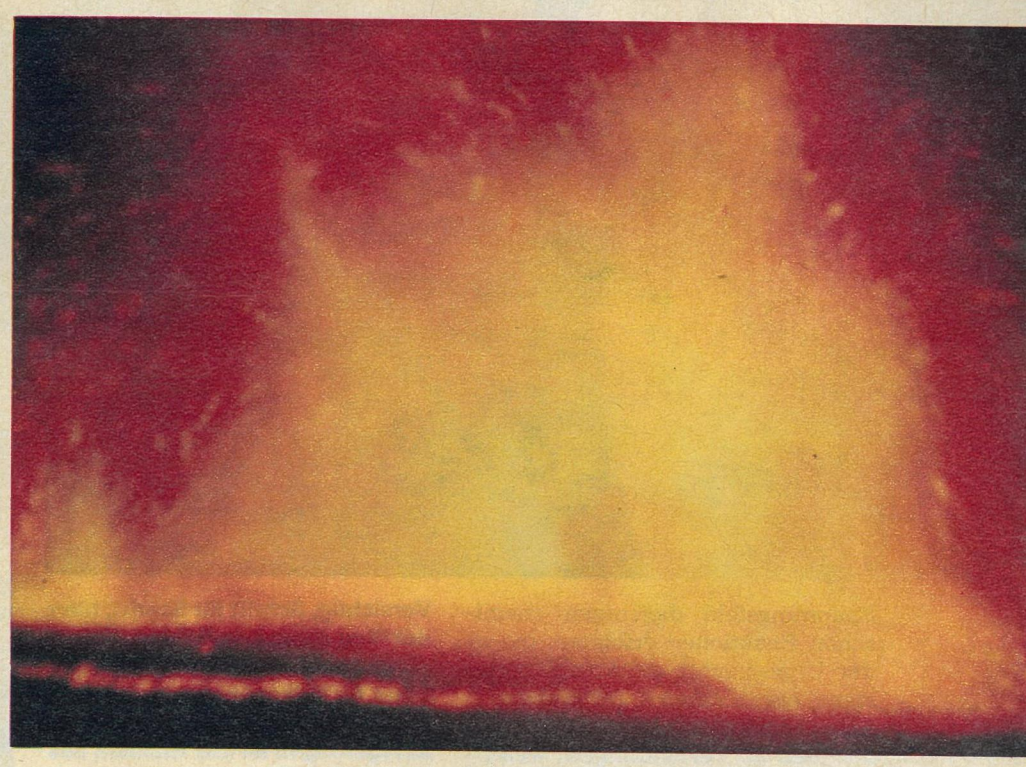
Die glühenden Schöße der Erde

Was soll man von Vulkanen halten? Bringen sie Leben oder Tod, sind sie Segen oder Fluch? Bereiten sie dem Beschauer Genuß ob ihrer unvergleichlichen Schönheit und Majestät oder Furcht, weil sich das Arrangement mit den glühenden Schößen der Erde so schwierig, mitunter bedrohlich gestaltet?

Vulkane haben das Antlitz unseres Planeten geprägt. Sie sind Ausdruck der gewaltigen Energien, die im Erdinnern gespeichert sind. Viele nutzbare Elemente wie Quecksilber, Blei, Molybdän, Zinn, Eisen, Wolfram, Arsen und Germanium sind in vulkanischen Gesteinen, Aschen oder Wässern enthalten. Jakutiens berühmte „Diamantenschlote“ verdanken ihre Entstehung früherer vulkanischer Tätigkeit. Zahlreiche Schwefel-, Phosphorit-, Bor- oder Manganformationen sind vulkanischen Ursprungs. Nicht nur gewaltige Gebirge bildeten sich aus den aus dem Erdinnern herausgeschleuderten Stoffen, in über vier Milliarden Jahren war der Vulkanismus eine wesentliche Kraft, die praktisch die Grundlage für lebende Organismen schuf. Vulkanische Gase spielten eine bedeutende Rolle bei der Her-

Fortsetzung Seite 8

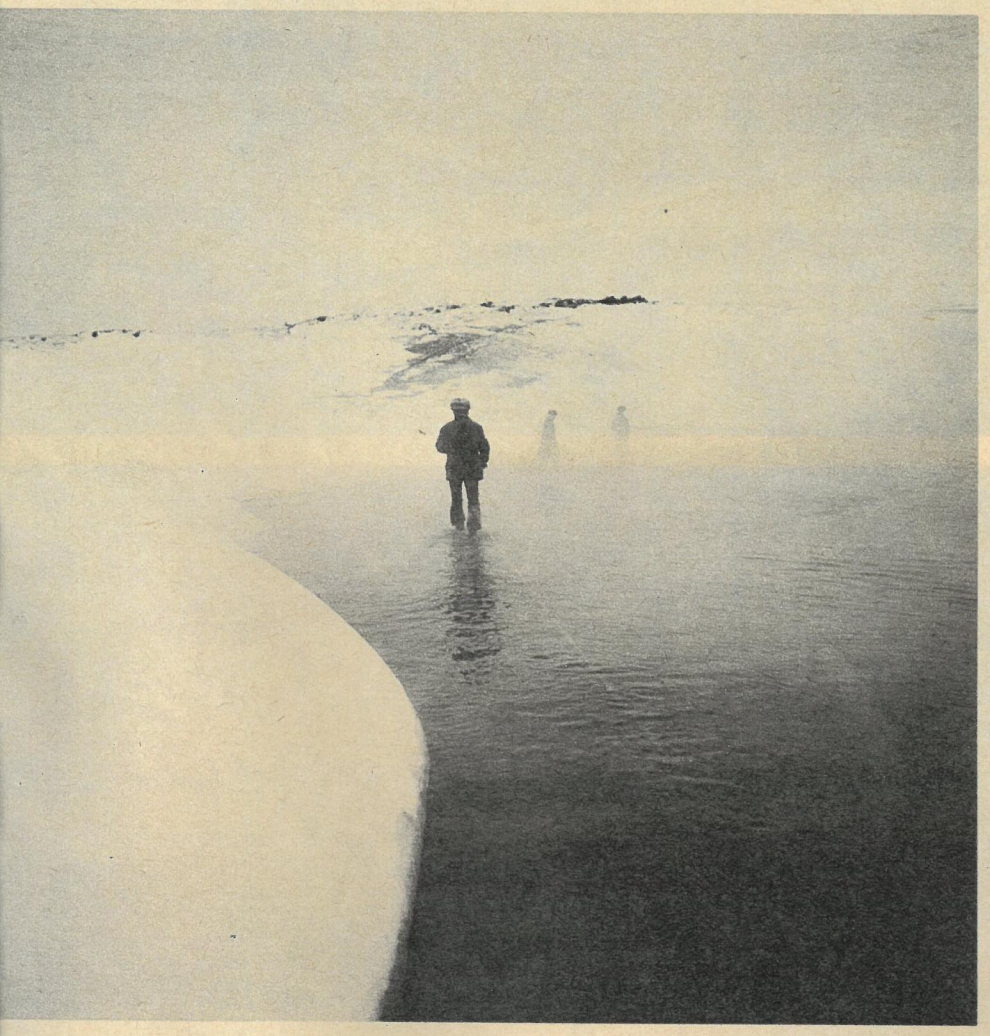
Blick auf die Kljutschewski-Vulkangruppe und Ausbruch des Vulkans Tolbatschik (Foto oben und rechts). Thermophile Algen und eine Vielzahl seltener Minerale in den ungewöhnlichsten Farben sind charakteristisch für das Tal der Geysire (Foto unten). Von 117 Meßstationen auf Kamtschatka werden ständig Daten für die Bebenvorhersage gespeichert (rechts unten).



„... wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt ...“

ausbildung unserer gesamten Atmosphäre. Das Magma aus dem Erdinnern enthält praktisch alle wichtigen Bioelemente des Lebens: Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Schwefel. Ist alles Leben auf unserer Erde letztlich aus den Vulkanen entstanden? Kann es nicht sein, daß unter den Bedingungen eines Vulkanausbruchs, unter hohem Druck und hoher Temperatur, in einem nachweislichen elektrischen Spannungsfeld diejenigen chemischen Reaktionen erfolgten, die in der Urgeschichte die kompliziertesten organischen Verbindungen entstehen ließen? Tatsache ist, daß von den 28 Verbindungen, welche man als eigentliche Bausteine des Lebens ansieht, 15 Aminosäuren sowie eine Nukleinsäurebase in vulkanischen Produkten nachgewiesen wurden.

Vulkane sind den Wissenschaftlern zugleich Augen ins Innere der Erde, lassen die Forscher in ihren Erkenntnissen über den Aufbau der Erdkruste, des Erdmantels und des äußeren Erdkerns und die hier ablaufenden Prozesse voranschreiten. Denn soviel steht fest: Unsere gute alte Erde ist auch nach vier Milliarden Jahren ihrer Entwicklung noch nicht erwachsen geworden. Unsere Erde ist nicht tot, sondern sie lebt. Im Erdmantel und im äußeren Erdkern vollziehen sich gewaltige Materiebewegungen. Sie sind letztendlich die Ursache für die Bewegung der Lithosphärenplatten, für die Vulkantätigkeit und für Erdbeben. Aber auch solche interessanten Erscheinungen wie die ständige Veränderung der Stärke des Erdmagnetfeldes, mit ihren spektakulären Umpolungen, bei denen der magnetische Nordpol zum Südpol wird, oder die Entstehung großer Anomalien des Schwerefeldes der Erde, durch welche die Bahnen künstlicher Erdsatelliten beeinflußt werden, sind Ergebnis gigantischer Bewegungen flüssiger Erdmaterie im Erdinnern. All dies verleiht den Aussagen der Wissenschaftler Glaubwürdigkeit, daß wir unseren Planeten in einigen Millionen Jahren, einem geologischen Augenblick also, kaum wiedererkennen würden.



Vorsichtig, Schritt für Schritt, führt der Weg durch den Caldera-Kessel (Foto oben). Dr. Sugrobow vom Institut für Vulkanologie demonstriert unseren Reportern die basaltischen Ablagerungen an den Rändern des Tals der Geysire (Foto rechts).

Die pünktlichen Katastrophen

Mit solchen grundlegenden Fragen beschäftigt man sich also auf Kamtschatka ebenso wie mit dem Täglich-Dringlicheren, dem Naheliegenden, das mitunter aus der theoretischen Ferne herbeigeholt werden muß: die Eruptions- und Bebenprognose. Neunundzwanzig der 200 Vulkane Kamtschatkas sind tätig, auf welche Weise auch immer. Der eine ragt, scheinbar arglos, in den blauklaren Himmel der fernöstlichen Halbinsel, über sich eine leichte weiße Rauchwolke. Ein anderer stößt, zornig gleichsam, schwefeldunkle Gaswolken aus seinem Krater aus. Ein dritter hat, so es Schmelzwasser und -niederschläge vorübergehend gestatten, in seinem Krater einen nachgerade idyllischen See zu bilden. Doch der Schein trügt! Der mit der schwefeldunklen Drohung ist schon seit 200 Jahren der gemütlichsten einer, und der mit der weißen Brauthaube der Unschuld über sich verursacht plötzlich Bebenschwärme, verhält den Atem, und innerhalb weniger Stunden wandelt er sich in einen feuerspeienden Dämon! Bei dem mit dem See in sich beginnt es am Westufer plötzlich zu kochen, am gegenüberliegenden Kraterrand öffnet sich ein Fünfmeterspalt, und glühende Lava ergießt sich nun, alles Leben unter sich begrabend. Eruptionsprognose also. Am 28. Juni 1975 registrierten die

seismologischen Stationen einen Schwarm von Erdbeben, die vom Gebiet des Vulkans Tolbatschik ausgingen. Der liegt im Zentrum Kamtschatkas, in unmittelbarer Nachbarschaft anderer tätiger Vulkanriesen auf einem Hochplateau von 900 Metern über dem Meeresspiegel. Mehr als zweihundert Beben innerhalb zweier Tage wurden registriert. Zugleich vermehrten sich die Ascheausbrüche des Gipfelkraters vom Tolbatschik, sie erreichten

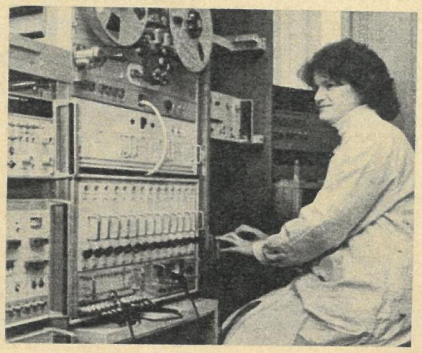
Eine behelfsmäßige Brücke der Vulkanologen verschafft ihnen den Zutritt in das Reich der heißen Quellen (Foto oben). In den Arbeitsräumen des Instituts für Vulkanologie verrichten Präzisionsgeräte aus der DDR zuverlässig ihren Dienst für die Spektralanlyse, Luftbildauswertung und Feinvermessung (Foto unten).

eine Höhe von einem bis anderthalb Kilometern, eine graue Wolke verhüllte den Gipfel. Die Vulkanologen ermittelten anhand dieser Erscheinungen und einer Fülle weiterer Meßdaten die wahrscheinlichste Stelle und den voraussichtlichen Zeitpunkt des Ausbruchs. Der begann dann auch pünktlich: am 6. Juli, 9.45 Uhr vormittags. Inzwischen konnten weitere seismologische Feldstationen installiert werden und die Forscher ihre Stellungen beziehen. Wären menschliche Ansiedlungen in der Nähe gewesen, hätte man evakuieren können. Hätten die Pompejer geahnt…

Je gründlicher und fortgeschrittener das Wissen um vulkanische Aktivitäten ist, desto genauer lassen sich Vulkanausbrüche vorhersagen. Doch wie bringt man dies zuwege? Ein Netz seismologischer Stationen und vulkanologischer Beobachtungsstationen überzieht Kamtschatka. Empfindlichste Geräte sind installiert, modernste Elektronik- und Lasertechnik verbindet sich mit Althergebrachtem: Mechanische Meßfühler und Bebenmesser, die chemische Analyse der Asche-, Gas- und Dampfausstöße geben Aufschlüsse. Und das Verhalten der Fauna wird auch nicht ignoriert: Der Instinkt der Tiere, der sie vor einem Ausbruch flüchten läßt, wird von Zoologen beobachtet und ebenso berücksichtigt wie die exaktesten Messungen und Analysen.

Von Vorteil sind Kamtschatkas dünne Besiedlung und die von menschlichen Wohnungen zumeist weit entfernten tätigen Vulkane, für größere Bevölkerungsschichten droht so keine Gefahr für Leben oder Habe. Aber die 150 Vulkanologen auf Kamtschatka verrichten ihren schweren Dienst, der einigen von ihnen das Leben gekostet hat, nicht für sich allein. In der gesamten Kamtschatka-Kurilen-Zone, die sich bis Japan erstreckt, werden allein 70 von rund 600 auf der Erde tätigen Vulkanen gezählt. Und erfolgreiche Methoden der Früherkennung legten die Forscher auch für Erdbeben vor. Im asiatischen Raum haben sie sich wie gleichfalls auf anderen Kontinenten bereits bewährt.

In Petropawlowsk-Kamtschatski selbst werden zur Zeit alle Bauwerke überprüft und erforderlichenfalls stabilisiert: In nächster Zeit wird ein größeres Beben erwartet.

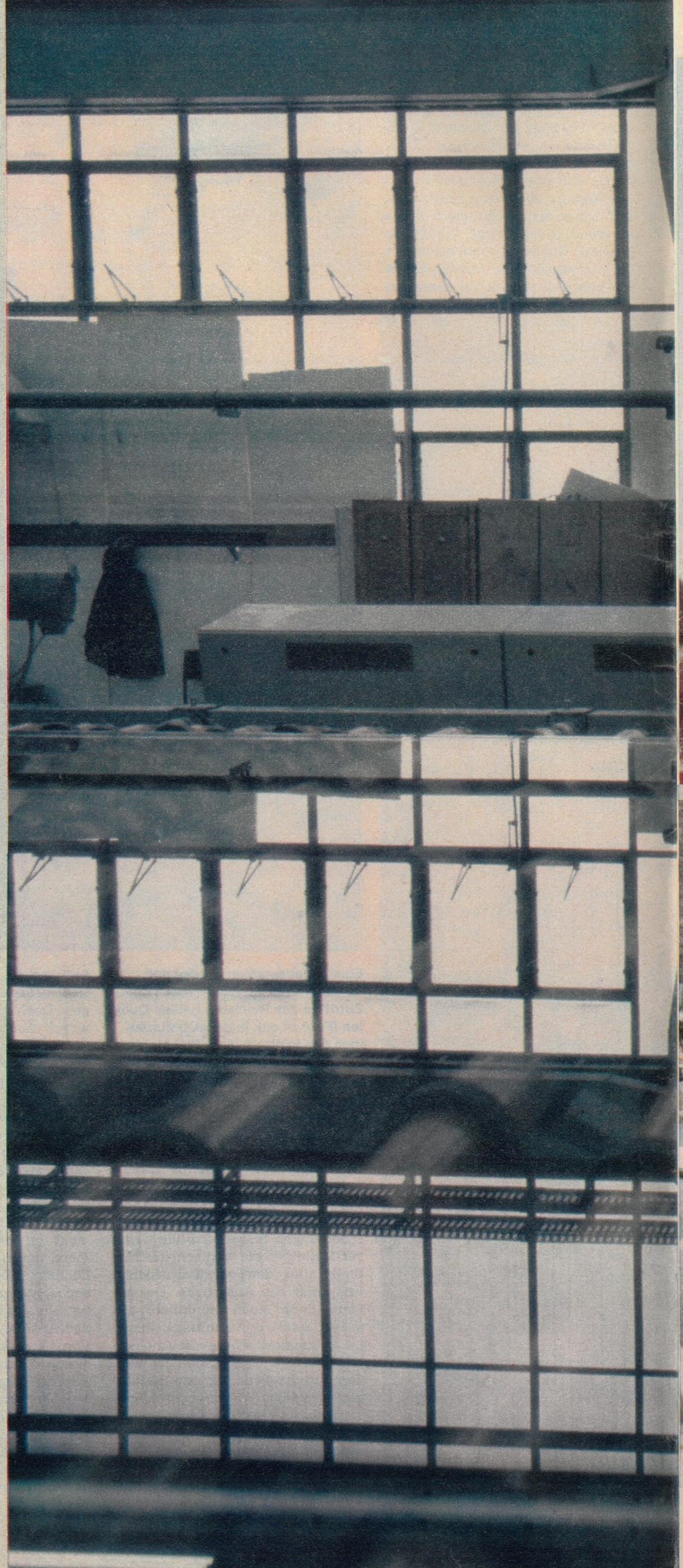


Man sieht es im Bild. Das Glas aus unserer Floatglasanlage hat Spiegelqualität. Als Schichtleiter verantworte ich mit meinem kleinen Kollektiv den kontinuierlichen Glaslauf vom Gemengehaus bis zur Schneidanlage – rechts im Foto zu sehen. Glas aus Torgau ist überall begehrt im Land – und im Ausland auch. Das hören wir gern. Wir wissen aber zugleich, das verlangt tagtäglich unsere gute Arbeit. Fast jede zweite Fensterscheibe für den Wohnungsbau kommt aus unserem Werk, und gebaut wird viel, auch bei uns in der Stadt. 82 Prozent des DDR-Aufkommens an Tafel- und Spiegelglas, 96 Prozent an Einscheibensicherheitsglas und fast ein Fünftel an Thermoscheiben liefert unser Betrieb, darunter auch Glas für Möbel oder für Windschutzscheiben.

Seit wir Floatglas produzieren, bin ich dabei. Floatglas, das ist ein Flachglas mit besonders guten optischen Eigenschaften. Es entsteht in einem speziellen Formgebungsverfahren, schwimmend auf einem Metallbad. Aus einheimischen, vorwiegend silikatischen Rohstoffen hergestellt, zeichnet es sich durch sehr gute Oberflächenqualität aus. Gläser mit gleich guten optischen Eigenschaften konnten vor Einführung des neuen Verfahrens nur in der zweiten Bearbeitungsstufe nach sehr aufwendigen Schleif- und Polierprozessen gefertigt werden. Die Arbeitsproduktivität wuchs gegenüber der früheren Produktionsweise auf das Fünffache. Die Qualität verbesserte sich. Die Arbeit wurde leichter – bessere Lebensbedingungen für uns Glasarbeiter. 1985, ich kam frisch von der Bergakademie zurück in meinen Lehrbetrieb, wurde ich gleich Schichtleiter an dieser nagelneuen, mikroelektronisch gesteuerten Anlage. Ist das nicht zuviel Verantwortung, fragte ich mich damals. Verantwortung – das sagt sich so dahin. Mit Zahlen wird es deutlicher. Hatte ein Arbeiter an den herkömmlichen Anlagen ungefähr 200 000 Mark Anlagenwert unter sich, so kommen hier über 3 Millionen Mark auf jeden von uns. Dahinter verbirgt sich der hohe Automatisierungsgrad. 67 Prozent der Anlage laufen automatisch. Das veränderte auch die Arbeitsinhalte. Wir treten ja aus dem unmittelbaren Fertigungsprozeß heraus, übernehmen nun hochproduktive Tätigkeiten beim Regeln, Überwachen und Steuern der Produktion. Das macht weitere Qualifizierung nötig. Einmal erlangtes Wissen reicht da nicht über Jahre. Beispiel: Benötigten wir bisher die Hilfe der Technologen für die Berechnung der Dickeneinstellung – wir stellen Glas in Stärken von 2,35 bis 10 Millimeter her – so übernehmen wir diese Aufgabe inzwischen selbst. Dadurch können wir schneller auf den Bedarf reagieren. Und darum geht es uns, in rollender Schicht das Beste aus der hochmodernen Anlage herauszuholen, die ständig steigende Nachfrage in höchster Qualität erfüllen. Dafür setzen wir uns ein, das ist doch glasklar!

Frank Lösch, Schichtleiter an der Floatglasanlage im Flachglaskombinat Torgau

Foto: Detlef Christel



Bilder und Standpunkte

GLASKLAR

● Zitiert

Gebannt oder nicht gebannt, der Kampf zur Befreiung unseres Volkes von Unterdrükkung und Ausbeutung wird weitergehen. Wir werden Apartheid bekämpfen, bis sie vom Antlitz dieser Erde verschwindet. Wir werden frei sein.

Alberina Sisulu, Vizepräsidentin der UdF, Südafrika, am 24. Februar 1988 vom Botha-Regime gebannt.

● Kurz berichtet

Die Hunnen besaßen bereits vor zweitausend Jahren eine Schriftsprache. Diese Feststellung des mongolischen Völkerkundlers Sumjabatar stützt sich auf jüngste Ausgrabungen im Bulgan-Aimak. U. a. fand man dort auch ein kleines Goldplättchen mit Schriftzeichen, die „Kaanuu Tamaga" (Siegel des Chans) bedeuten.

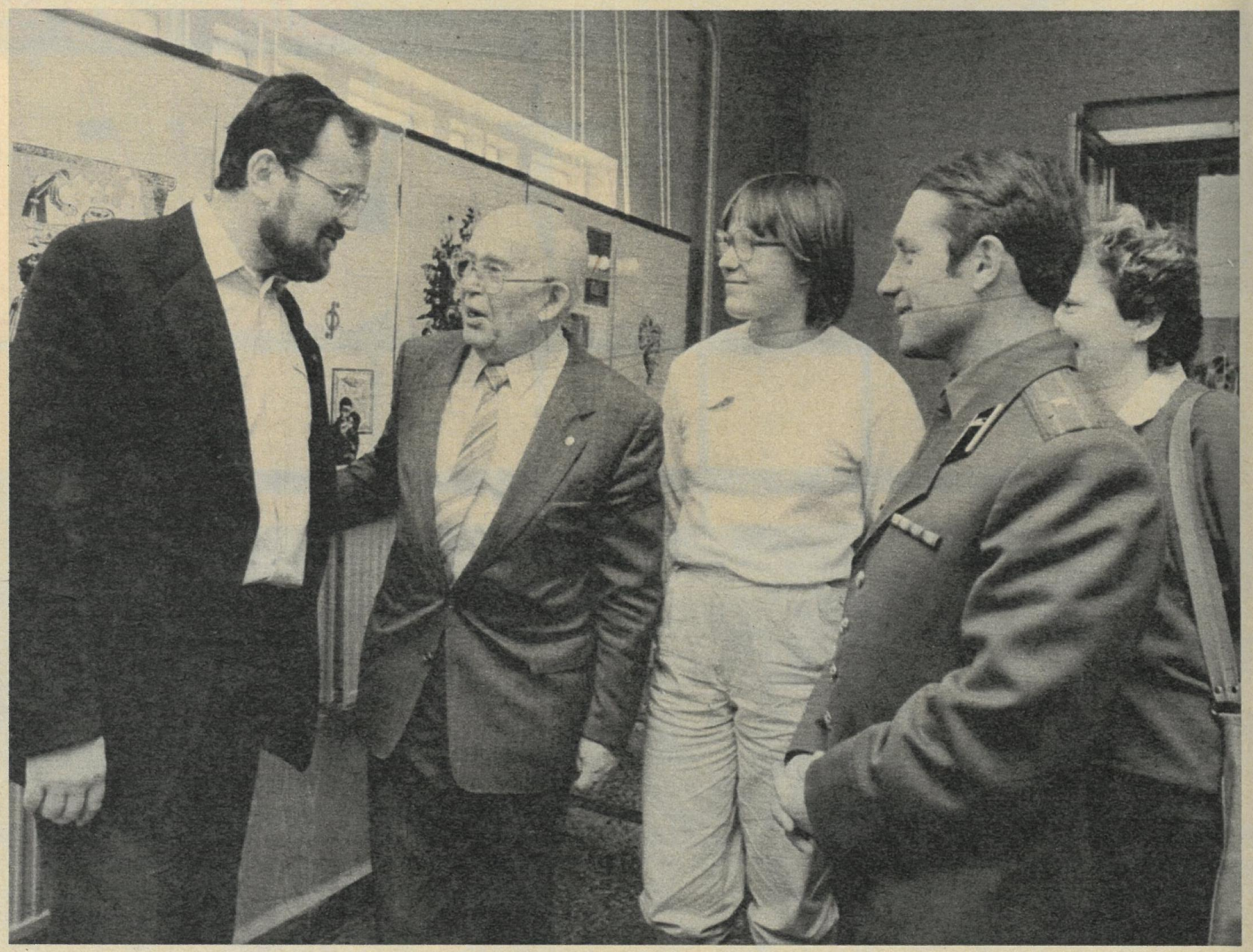
In über 70 Länder der Erde liefert die Klavierfabrik im ostböhmischen Hradec Kralove Musikinstrumente. 42 Prozent der Produktion gehen in die Sowjetunion, aber auch Italien, Spanien und Großbritannien sind Abnehmer beträchtlicher Stückzahlen.

„Arbosept", ein neuer chemischer Holzschutz, der Pilzbefall von Rohholz verhindert, ist im Forschungsinstitut der ungarischen Holzindustrie entwickelt worden. Nach Angaben des Instituts verursachen allein Pilze bei frisch gefälltem Holz Verluste von 25 bis 30 Prozent.

Nachdem die Zahl der Erdbeben mit der Stärke fünf und darüber auf der Richterskala in der Volksrepublik China deutlich stieg – zwischen 1984 und 1987 von sieben auf 27 – ist nach neuesten Untersuchungen mit einer Periode noch stärkerer seismischer Aktivität zu rechnen, besonders im dünnbesiedelten Westen und im Nordwesten des Landes. Die jetzt vom Bauministerium beschlossenen Schutzmaßnahmen zielen vor allem auf die Sicherung von Großbauten wie Staudämmen, Kraftwerken und Verkehrsverbindungen.

Unter elektronische Kontrolle wird der Syrdarja, zweitgrößter Fluß Mittelasiens, genommen. Eine vor kurzem in Taschkent übergebene EDV-Anlage wird die rationellere Wasserentnahme aus dem 2212 Kilometer langen Strom und seinen Nebenflüssen regeln.

In drei Bezirken Südungarns kann man jetzt bei 90 Postämtern Kassetten samt wiederverwendbarer Verpakkung erwerben, wenn man Grüße von zweimal 10 Minuten übersenden will. Bezahlt wird doppeltes Briefporto.



Blick nach Pöltsamaa

Dem Tütt Kulu müßten eigentlich die Ohren geklungen haben an diesem Tag. Mittelbar und unmittelbar waren er, der Vorsitzende, und die rund 400 Mitglieder seines Kolchos „Martin Lillevere" in Pöltsamaa, genau in Estlands Mitte, im Gespräch. – Im mecklenburgischen Sternberg hatten sich die Abgesandten von mehr als 6400 Mitgliedern der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zu ihrer Kreisdelegiertenkonferenz zusammengefunden, an der der Präsident der Freundschaftsgesellschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, teilnahm (im Foto mit Monika Bluhme und Carl Berg aus der LPG(T) Mustin und Anatoli Sery vom sowjetischen Patenregiment). Die neue Etappe zur Vorbereitung des 13. Kongresses beginnt. „Der Leistungsvergleich zwischen beiden LPG der Pflanzen- und Tierproduktion in Mustin und dem Kolchos ‚Martin Lillevere' in der Estnischen Republik hat seine Früchte getragen. Dieser Leistungsvergleich ist bereits zu einer guten Tradition geworden", hieß es im Rechenschaftsbericht. Eine gute Sache also, die Präsident Mückenberger noch einmal verallgemeinernd für alle empfahl: „Wir sollten darüber nachdenken, wie wir... den weiteren, nützlichen Austausch von anwendbaren Erfahrungen auf allen Gebieten weiter pflegen und damit zugleich auch der Losung noch aktiver Rechnung tragen: Mein Arbeitsplatz ist mein Kampfplatz für den Frieden." Noch am Konferenztag fuhren wir nach Mustin, zu Franz Kößler, dem Vorsitzenden der LPG Tierproduktion. Fotos, Briefe stapeln sich auf seinem Tisch. In acht Jahren Zusammenarbeit hat sich einiges angesammelt. Und auch im Leben beider Genossenschaften hat diese Zeit Spuren hinterlassen (Foto rechts aus dem Album der Freundschaft: Die Partner in Pöltsamaa). In jedem Jahr seit 1980 fährt man nach Lillevere oder begrüßt Gäste von dort. Und wenn Freundschaftszüge aus Estland kommen, machen Teilnehmer des Partnerkolchos immer einen Abstecher nach Mustin. „Wir schauen uns viel voneinander ab", Franz Kößler steht es auch im Gesicht geschrieben, daß er zufrieden ist. „In der Rinderhaltung sind sie besser als wir, Spitze kann man sagen. In der Schweineproduktion machen wir es anders. Die Kollegen aus Lillevere haben schon einiges übernommen. Schließlich", und das möchte er sagen, „wir ziehen 23 Ferkel pro Sau auf. Womit sie uns voraus sind, ist die Wettbewerbsführung. Das Leistungsprinzip ist stärker auf den einzelnen bezogen. Das zahlt sich aus, da sind auch wir dran." Aber dieser Erfahrungsaustausch allein ist es nicht, was die Bauern verbindet: Es sind Freundschaften entstanden, die bis in die Familien reichen, wo man sich nach dem „Offiziellen" trifft. Briefe gehen hin und her, mit jedem Jahr wird die Menge der mitgegebenen persönlichen Geschenke größer, der stellvertretende Vorsitzende des estnischen Kolchos kann bereits auf einen Dolmetscher verzichten... „Sie wollen einen Austausch von Facharbeitern. Wir auch. Das soll ein nächster Schritt sein. Übrigens ist gerade wieder ein Freundschaftszug eingetroffen. Anscheinend ist keiner von uns dabei." Von uns? „Na ja doch, von Lillevere..."

Ina Stritzke (Text)
Detlef Christel (Foto)

Wie wird man Preisträger?

Auskünfte für FREIE WELT gab Professor Wladimir Tschetwerikow, Sekretär des Komitees für Lenin- und Staatspreise der UdSSR auf dem Gebiet von Wissenschaft und Technik.

Wer kann eigentlich Vorschläge zur Auszeichnung mit dem – salopp formuliert – „sowjetischen Nationalpreis" unterbreiten?

Große Organisationen, im In- wie im Ausland bekannte Forschungszentren, wissenschaftlich-praktische Einrichtungen, Ministerien.

Im Unterschied zum Nobelpreis haben beim Leninpreis also nicht einzelne Wissenschaftler, sondern nur Kollektive das Vorschlagsrecht?

Ja, ausschließlich. So steht es in unserem Statut. Außerdem wird über jeden Kandidaten in seinem Arbeitskollektiv beraten.

Nehmen wir an, solch eine Beratung endete positiv und der Vorschlag gelangte zu Ihrem Komitee...

Dort wird seine Begründung dann begutachtet. Nehmen Sie zum Beispiel Nummer eins aus unserer Vorschlagsliste, die jetzt – wie alljährlich – veröffentlicht wurde: Es handelt sich dabei um eine Entdeckung auf dem Gebiet der Laserforschung. Sie ermöglicht den verlustfreien Transport einer starken Strahlung über weite Entfernungen. Auf diese grundlegende Arbeit stützen sich viele Veröffentlichungen in der ausländischen wissenschaftlich-technischen Literatur. Eine andere Möglichkeit zur Bewertung einer Leistung ist der Weltmarkt. Wenn zum Beispiel die USA oder Kanada bei uns eine wissenschaftsintensive Maschine kaufen, so kann man gewiß sein, daß sie Welthöchststand darstellt. In diesem Falle meine ich Vorschlag Nr. 12 unserer Liste. Da geht es um eine prinzipiell neue, hochproduktive Technologie, die es ermöglicht, bei jedem Wetter und jeder Temperatur ohne Qualitätsminderung Schweißnähte zu ziehen. Seit sieben Jahren sind die Schweißautomaten „Sewer" aus dem Kiewer Paton-Institut sowohl im Süden als auch im Polarkreis erfolgreich.

Und wie steht's mit den Geisteswissenschaften?

Sehen Sie sich Vorschlag Nr. 11 an: Es handelt sich um eine zweibändige Monographie, die bei Philologen und Historikern in aller Welt großes Interesse fand. Den georgischen Autoren gelang es, aufgrund neuester Erkenntnisse eine prinzipiell neue Theorie der Entstehung und Formung der indoeuropäischen Sprache aufzustellen und die Ursprache zu rekonstruieren. Die Zahl der Übersetzungen sowie das hohe Maß, in dem man sich in der Wissenschaftsliteratur der Welt darauf stützt, ist ein wichtiges Moment für die Begutachtung.

Gibt es viele Ablehnungen?

Nein. In diesem Jahr wurden achtzehn Arbeiten vorgeschlagen. Das Komitee verteilte sie auf die entsprechenden Sektionen. Dort fand eine primäre Begutachtung und Erörterung statt. Die Auffassungen der Sektionen wurden dem Plenum vorgetragen, an dem rund hundert führende Wissenschaftler unseres Landes teilnahmen. Sie wählten zur weiteren Erörterung dreizehn Arbeiten aus.

Ich sah in der Vorschlagsliste keine Arbeiten aus dem Agrarsektor. Gab es solche Vorschläge?

Ja, aus Usbekistan. Ein neues System zur Bestellung der Baumwollfelder wurde vorgeschlagen. Die Sektion bemängelte jedoch, daß diese Arbeit noch nicht genügend in der Praxis geprüft wurde, und sie deshalb dem Plenum nicht empfohlen werden kann.

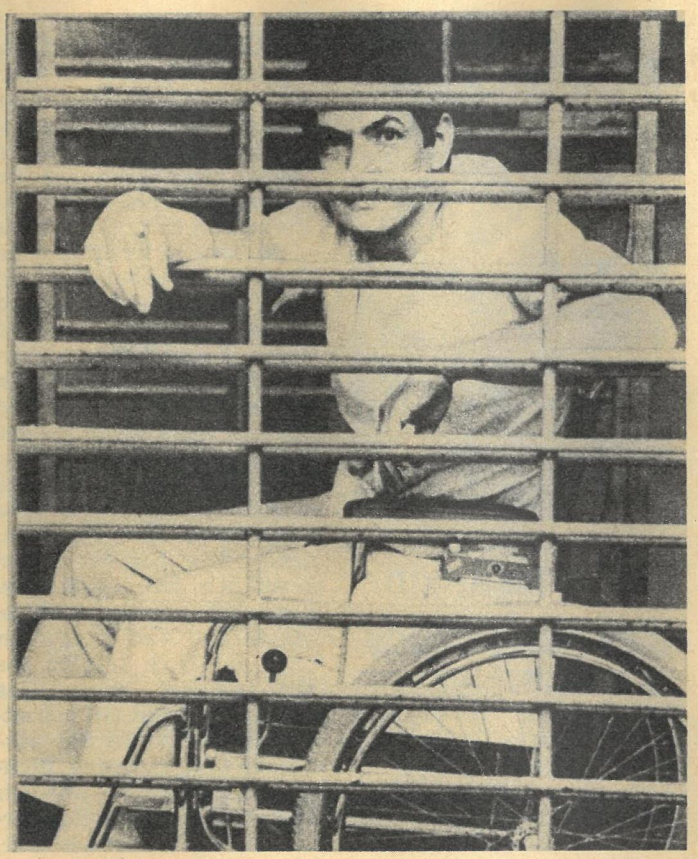
Wodurch wird Objektivität und Kritikfähigkeit Ihrer Experten garantiert?

Durch die Geheimhaltung der Autorennamen sowie die große Aufmerksamkeit, die das Komitee kritischen Bemerkungen widmet, ganz gleich, woher sie kommen mögen. So wandten wir uns jetzt, nach Veröffentlichung der Vorschläge, an die Wissenschaftler des Landes mit der Bitte, sie prinzipiell einzuschätzen und ihre Meinung dem Komitee mitzuteilen. Jeder Einwand wird sorgfältig geprüft.

Interview: J. Manutscherowa

„Adoptivkind" Armando

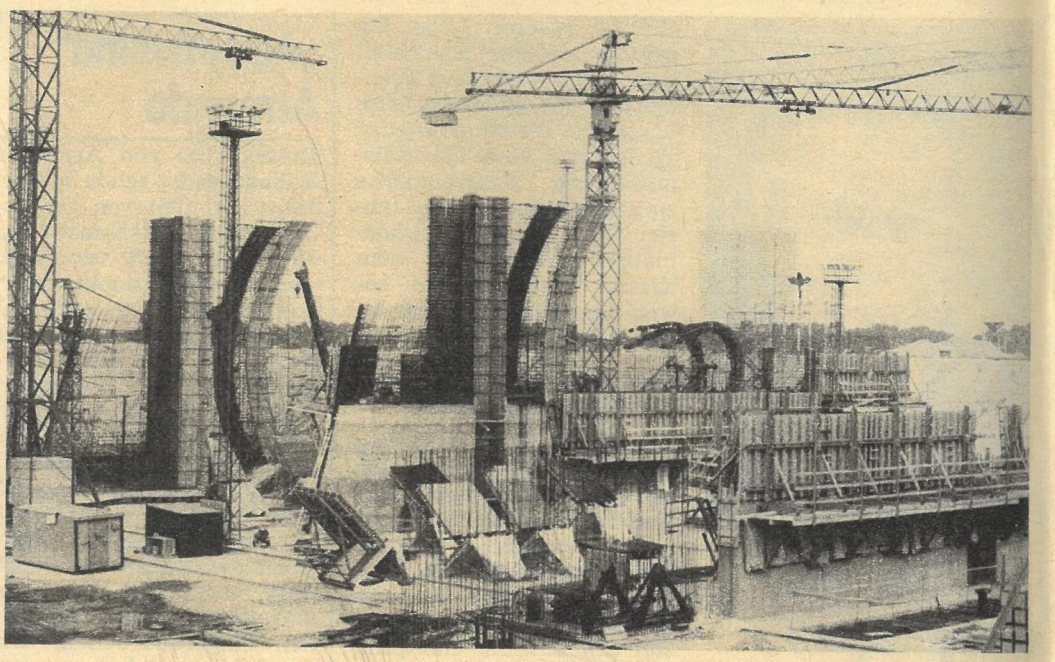
Dieses Foto von Armando Valladares ist schon etliche Jahre alt. 1961 von der kubanischen Volksmacht zu 30 Jahren Haft verurteilt, war er zum „Adoptionsfall" von amnesty international geworden, bevor er 1982 auf freien Fuß kam. Eine „vergleichende Anatomie" bringt mehr Licht in sein Leben: Als 1959 der Diktator Batista vertrieben wurde, setzte „das kubanische Volk großes Hoffnung auf die Revolution". Sagt Valladares und meinte damit wohl auch sich. Doch es gibt einen Ausweis mit seinen Fingerabdrücken, den er erhielt, nachdem er seine Aufnahme in die Reihen der Polizei des berüchtigten Regimes beantragt hatte – und mit persönlicher Empfehlung des Oberst und Folterers Carratalà zum „Vigilante Nr. 6724" ernannt worden war, was immer dies bedeuten mag. Daran erinnert sich Valladares allerdings nicht. Da ihm nach dem Sieg der Revolution kein Verbrechen nachgewiesen werden konnte, erhielt er Arbeit, wurde dann aber doch verhaftet. „Sie haben nichts Belastendes bei mir gefunden", erklärt Valladares im Tone des Biedermanns, „weder Waffen noch Propagandamaterial." Die Fakten, über die er sich ausschweigt: 1960 ereigneten sich in Kuba zahlreiche Sprengstoffanschläge, die ausschließlich gegen die Bevölkerung gerichtet waren, bis am 29. Dezember 17 Bombenleger verhaftet werden konnten – unter ihnen Valladares. Ein Zellengenosse, der ehemalige Batista-Soldat und heutige Landarbeiter José Arbolai Pino, über ihn: „Er rühmte sich seiner Sprengstoffanschläge und sprach nur davon, wie er später Kommunisten umbringen werde..." Doch die Zeit im Gefängnis ist lang, und der Terrorist wird erst einmal Dichter: schmuggelt Gereimtes über die Ehefrau Marta in die westliche Hemisphäre. Nicht nur Elisto Diego, ein in Kuba lebender katholischer Schriftsteller, zeigte sich irritiert, „daß uns aus dem Ausland ein ‚Intellektueller' vorgesetzt wird, den wir nicht einmal kennen, der nur einen Gedichtband mit ziemlich schlechten Gedichten veröffentlicht hat..." Dichtung und Wahrheit: Unmenschliche Haftbedingungen – so Valladares – lähmen ihm die Beine. Dabei wird er zufällig beobachtet, wie er nachts auf der Zellentoilette aus dem Rollstuhl springt... Aber der für die Weltöffentlichkeit „gelähmte" Poet findet – auch dank amnesty international – Fürsprecher: Der Berater des französischen Präsidenten Régis Debray wird eigens nach Havanna geschickt. Und trotz dessen „diplomatischer Bedenken" – so wieder Valladares – hätte er keinen Grund mehr gesehen zu schweigen. Das heißt: alles zu sagen, was er als Public relation für nötig hielt. Ein Schweigen ganz anderer Art brach Régis Debray, aus welchen Gründen auch immer, in seinem 1988 erschienenen Buch „Les Masques": „Ich erreichte die Freilassung eines gelähmten kubanischen Dichters, verurteilt wegen seiner Meinung", resümiert er und gesteht dann ein: „Das Strafmaß war zu lang, aber die Straftat war keine Meinung, der Mann war kein Dichter, der Dichter war nicht gelähmt, und der Kubaner ist heute US-Amerikaner." Und er ist noch mehr: Der Terrorist Valladares vertrat die USA, wo noch immer ehemalige Kubaner für den Mord an Kommunisten gedrillt werden (Foto unten), als Sonderbotschafter bei der Tagung der UNO-Menschenrechtskommission 1988 in Genf... *Ina Stritzke*

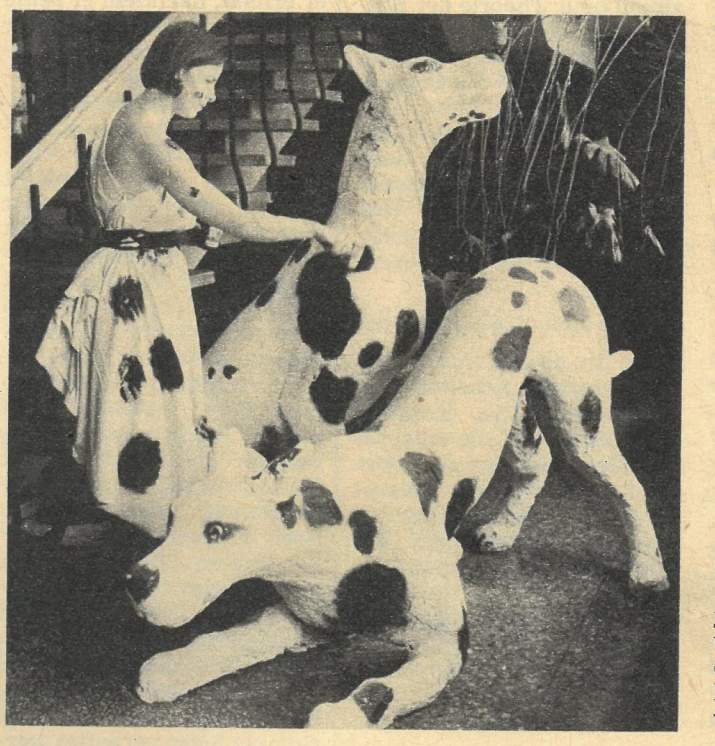


Geburtsstunde des Netto-Klubs

Im UdSSR-Fußball gibt es überregionale Klubs, die mit dem aktuellen Spielbetrieb gar nichts zu tun haben. Der „Fedotow-Klub" nimmt Fußballer auf, die bei Landesmeisterschaften, in Pokalspielen und auf internationalem Parkett mehr als 100 Tore geschossen haben. Im „Jaschin-Klub" vereinen sich die Erben eines der weltberühmtesten Torhüter aller Zeiten: Lew Jaschin. Neuerdings gibt es auch einen „Igor-Netto-Klub", der eine „Einlaßkarte" für jene Spieler bereithält, die fünfzigmal und öfter das sowjetische Nationaltrikot getragen haben. Netto selbst (Foto rechts) war 55facher Auswahlspieler, in 52 Einsätzen Mannschaftskapitän. Dem neuen Klub gehören erst 14 Spieler an: Aus früheren Zeiten – Jaschin, Schesternjow, Churzilawa, Woronin, Iwanow (Foto unten), Kaplitschny, Kolotow, Lowtschew und Tschislenko, von heute Dassajew, Bessonow, Demjanenko und der mit 108 Länderspielen scheinbar uneinholbare Oleg Blochin (Foto oben). Spieler wie Tschiwadse (49), Sulakwelidse (46) und Chidijatullin (41) stehen praktisch schon auf der Türschwelle. Bei Gawrilow (48) und Burjak (47) wird's hingegen schwer werden – sie kandidieren nicht mehr für die Auswahl. Wer aber war nun Igor Netto? Nicht nur ein Olympiasieger und Europameister, sondern auch ein weltweit geachteter sowie ob seiner technischen und taktischen Fertigkeiten bewunderter Fußballer! Unvergessen bleibt er als ein Vorbild an Fairneß, und das nicht, weil er wohl nie eine Rote Karte gesehen hätte, wäre diese zu seiner Zeit schon Mode gewesen. Bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1962 wandte er sich an den Schiedsrichter und bat ihn, das soeben von der UdSSR-Mannschaft gegen Uruguay geschossene und anerkannte Tor wieder zu annullieren. „Wer, wie ich, neben dem Tor der ‚Urus' gestanden hat, mußte sehen, daß bei Tschislenkos Schuß der Ball durch ein Loch im Netz seitlich ins Tor gelangt war. Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen, und der Schiedsrichter billigte meine Richtigstellung. Dabei war ich mir als Kapitän völlig darüber klar, daß keiner meiner Kameraden gegen meine Haltung etwas einzuwenden hatte." Seit sieben Jahren nun ist der legendäre Igor Netto genau am rechten Platz – erfolgreich lenkt er an der „Spartak"-Schule die Geschicke des dortigen Nachwuchses, der zu ihm aufschaut und von den Vätern und Großvätern weiß, daß dieser Trainer einmal ein ganz großer Fußballer und vorbildlicher Sportsmann war. „Und nebenbei bin ich ein passionierter Schachspieler und als solcher ‚Cheftrainer' der Fußballauswahl unserer Schachgrößen – unter denen es übrigens sehr gute Fußballer gibt. Nicht nur Weltmeister Kasparow, auch Jussupow und Lputjan spielen für meine Begriffe einen wirklich ausgezeichneten Ball."

Adi Kodym





Stau-Stufe

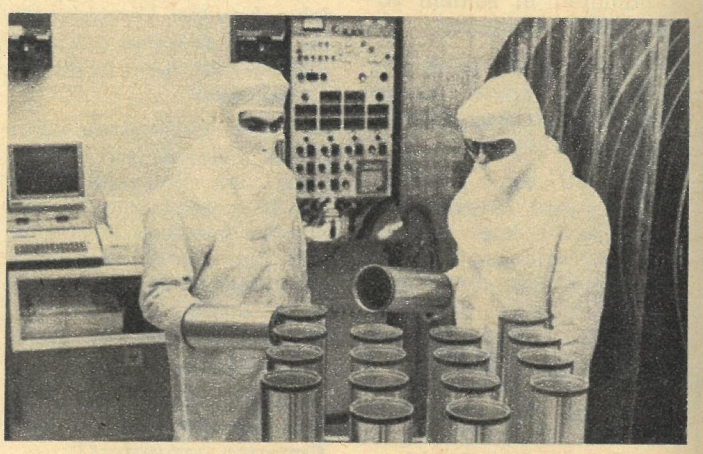
Eine neue Stauanlage mit sieben Öffnungen von 24 Meter Breite entsteht im ungarischen Dunakiliti als Teil des Staustufenkomplexes Gabčikovo-Nagymoros. In einem 60 Quadratkilometer großen Stauraum wird die neue Anlage den Wasserstand der Donau bis vor die Tore der slowakischen Stadt Bratislava regulieren.

Tupfen-Tiere

Diese phantastischen Doggen sind aus ungewöhnlichem Material: Die lettische Künstlerin Ausma Neretnijeze entdeckte im Polyurethan, dem im Nu erstarrenden Kunststoff, besondere Möglichkeiten, Tiere in Bewegung darzustellen.

Rekord-Reinheit

Ein neues Werk zur Herstellung von Selen-Kopierzylindern ist kürzlich in Sofia eröffnet worden. Die Produktion – die übrigens den bulgarischen Inlandbedarf voll decken und somit teure Importe ablösen wird – macht an jedem Arbeitsplatz höchste Reinlichkeit erforderlich. So findet unter anderem das Aufbringen von Selen in einem sterilen „clean room" statt.



Leder-Ladys

Was mit eigener Hand entworfen und genäht wurde, kann man auch selbst vorführen – so jedenfalls meinen diese jungen Damen, die in ihrem Prager Freizeit-Klub regelmäßig kleine Modenschauen organisieren. Daneben stehen Tanzabende mit der klubeigenen Band, Familiensportfeste oder Kaffeenachmittage auf dem Klub-Programm.

Osterritt und Vogelhochzeit

Blau – rot – weiß, das sind die traditionellen Farben der Sorben in der Ober- und Niederlausitz, die Farben auch ihrer Fahne. Jede Farbe hat ihre Bedeutung: sie künden von der Treue zur Heimat, vom jahrhundertelangen Kampf gegen nationale Unterdrückung, von einer Zukunftsgewißheit, die im Jahre 1948 Realität wurde. „Mit der Annahme dieses Gesetzes wird ein schweres Unrecht beseitigt. Die sorbische Bevölkerung kann wieder aufatmen…“ So begründete der sorbische Bergmann Gustav Mertin vor 40 Jahren im damaligen Sächsischen Landtag den Entwurf des Gesetzes zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung, das am 23. März 1948 hier einstimmig beschlossen wurde. Die Organisation der Sorben, die Domowina, arbeitet seither

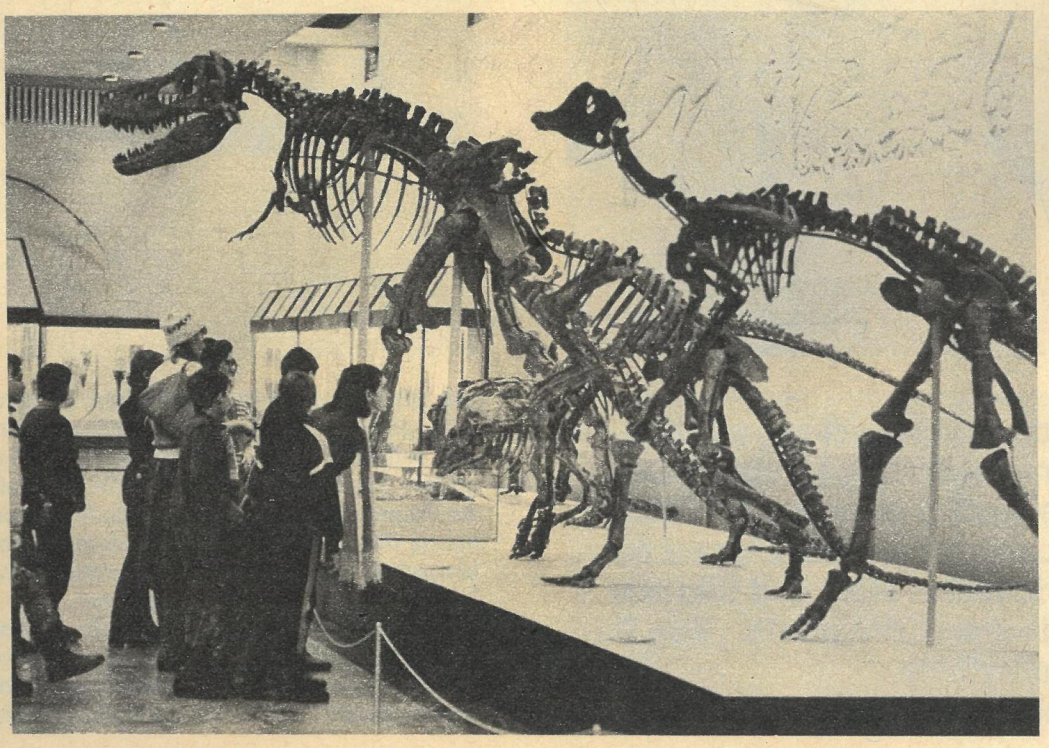
gleichberechtigt in der Nationalen Front mit. In den Volksvertretungen aller Ebenen wirken 2338 Bürger sorbischer Nationalität als Abgeordnete, davon acht in der Volkskammer und 37 in den Bezirkstagen von Cottbus und Dresden. Besondere Aufmerksamkeit wird in unserem Lande auch der Pflege der sorbischen Sprache und Kultur beigemessen. In diesem Schuljahr nehmen an 66 Oberschulen in der Lausitz 6113 Schüler am Sorbischunterricht teil, wofür kostenlose Lehrbücher und 272 Sprachlehrer zur Verfügung stehen. An sechs speziellen Schulen findet der gesamte Unterricht in sorbischer Sprache statt, an zwei Erweiterten Oberschulen bereiten sich derzeit 350 Schüler auf ein Hochschulstudium vor. Tief verwurzelt sind die Traditionen der Sorben. Neben „Osterreiten“ (Foto) wird u. a. die „Vogelhochzeit“, der Brautzug der Jüngsten, gepflegt.

Gaby Wehrmann

Mammuts Wiedergeburt?

Das neue Moskauer Hauptquartier für Dinosaurier, Mammute und erdzeitliche Versteinerungen, gelegen in der Uliza Profsojusnaja, ist der Öffentlichkeit nur gruppenweise und nach telefonischer Voranmeldung zugänglich. Eine Sicherheitsmaßnahme. Schuld haben die Moskauer selbst. Besser gesagt, ihre Neugier. Denn die ist ein nicht zu regelnder Faktor. Also mußte man etwas anderes regeln. Die Besucherordnung nämlich. So will man verhindern, daß Tausende von Menschen zur gleichen Zeit ihren Sonntagsspaziergang durchs Mesozoikum machen, wissensdurstige Kinder unbeaufsichtigt dem Raubdinosaurier Tarbosaurus die Hand schütteln, unerzogene Zeitgenossen mit seltenen Ammoniten-Mollusken spielen. Die Rede ist vom neuen Paläontologischen Museum Moskaus. Am 25. Dezember 1987 wurde es eröffnet. Ein Prachtbau. Innerlich und äußerlich. Das Museum gehört zum Institut für Paläontologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll… Die bauliche Gestalt, die ganz dem wissenschaftlichen Anliegen dient. Verantwortlich dafür zeichnet der Architekt Platonow. Oder die museumstechnisch verblüffend dargebotene Reise in die Vergangenheit. Oder die keramischen Kunstwerke. Wahrscheinlich rührt die Wirkung vom Akkord her, vom Zusammenklang aller Elemente. Über 2000 Exponate sind in vier Sälen ausgestellt. Zum Teil echte Zeitzeugen, zum Teil Nachbildungen aus Gips. Die Führung dauert eine Stunde. Für die zu besichtigenden 800 Millionen Jahre eine kurze Zeit. Aber so ist unsere Zeit eben. Schnellebig! Vom Kryptozoikum hetzt man ins Paläozoikum, von dort ins Mesozoikum, und dann ist man der Gegenwart schon verdächtig nahe. Känozoikum! Die ersten Menschen entwickelten sich, unsere Braunkohlenwälder entstanden, die Herrschaft der Angiospermaflora begann. Am Ausgang dieses Saals ist die Nachbildung des weltberühmten Mammutbabys aus Magadan zu besichtigen. Immer wieder stoßen Wissenschaftler in Tschukotka auf Funde dieser Art. Jetzt förderte man aus ewigem Eis das Bein eines Mammuts zutage, in dessen Gewebe noch DNS – der Träger des genetischen Codes des Tieres – erhalten geblieben ist. Und Wissenschaftler äußerten sich zur Idee der Wiederbelebung prähistorischer Tiere mit Hilfe der Genetik. „Die heutige Wissenschaft ist dazu noch nicht in der Lage“, sagte der Molekularbiologe A. Ryshkow von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. „Aber wahrscheinlich werden wir eines Tages lernen, Relikte wiederzubeleben. Und unsere Enkel werden, um Mammuts zu sehen, nicht ins Museum gehen, sondern in den Zoo.“ Doch bis dahin vergeht in aller Schnelle noch die Zeit.

Bernd Siegmund



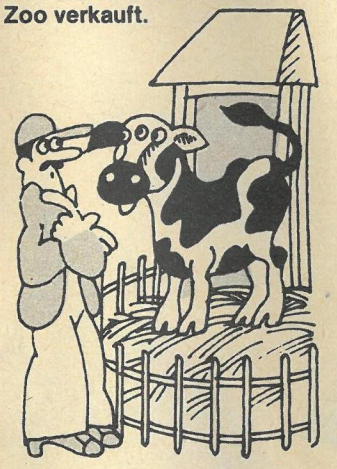
● Gut gesagt

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es nicht viel nützt, wenn man sagt, der X oder der Y waren sehr gut, aber alles andere war schlecht. Die größten Wirkungen erreicht man als Schauspieler für sich selbst, wenn das Ganze eine gute Sache ist.

Otto Mellies, DDR Schauspieler

● Am Rande

Ein Bullenkalb mit drei Augen kam vor kurzem im ukrainischen Kolchos „Mir“ zur Welt. Um der vielen neugierigen Besucher Herr zu werden, wurde das Phänomen kurzerhand an einen Zoo verkauft.



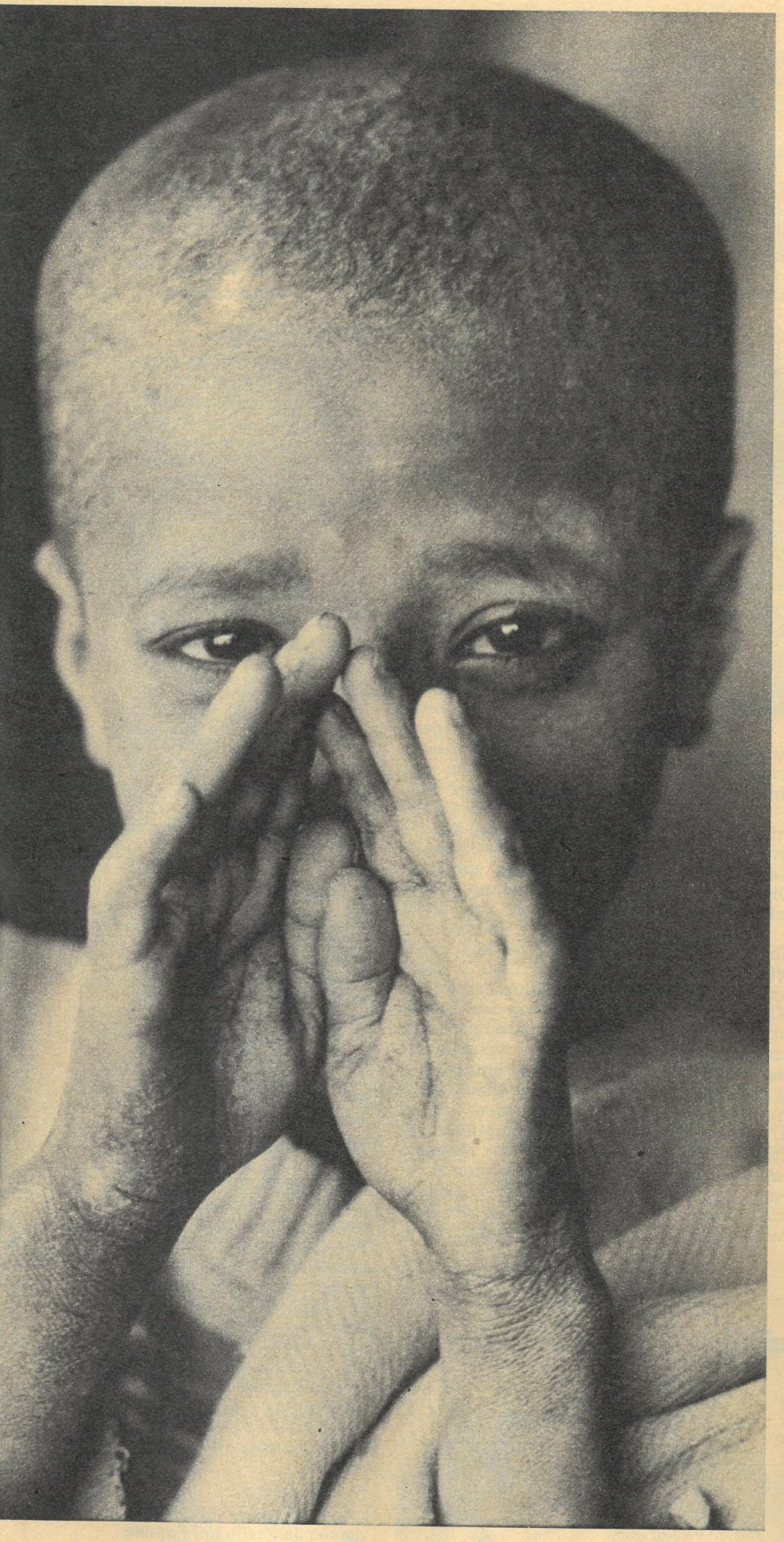
● Persönliches

Der Odessaer Ingenieur ALEXANDER KOLLEGOH hat eine neue Kunstsprache entwickelt, die er „Eljundi“ nennt. Der Wortschatz basiert auf nur 200 Wurzeln, von denen keine in einer lebenden nationalen Sprache vorkommt. Alle Wörter werden durch Kombination dieser Wurzeln gebildet.

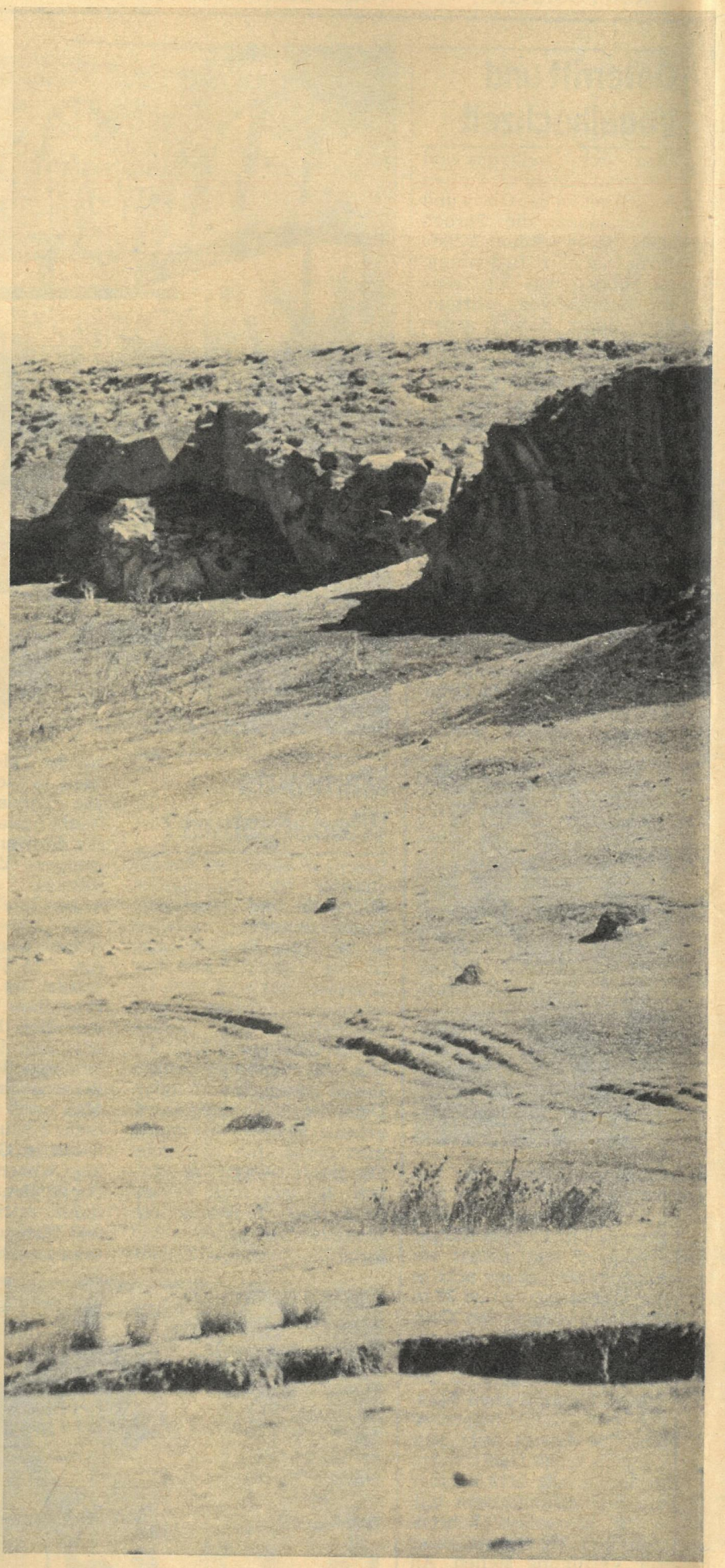
Ihm sagt man nach, der faulste Postillon Ungarns zu sein: ISTVAN SZABÓ, Pförtner des Komitatskrankenhauses in Györ. Zu seinen Obliegenheiten gehörte es, den Briefkasten am Haupteingang zu leeren. Durch umfangreiche Erweiterungsarbeiten mußte der Briefschlucker verlegt werden – und Istvan vergaß ihn, bis er, prallvoll, überlief. Vor Gericht wird gerade die Zuständigkeit geklärt – die des Pförtners oder die der Post…

Der fünfmillionste Leningrader wurde Anfang März dieses Jahres in der Familie der Ingenieure TATJANA und WJATSCHESLAW RUSSAKOW geboren. Der Jubilar wog bei seiner Geburt 3100 Gramm und war 49 Zentimeter groß. Im Venedig des Nordens erblicken täglich rund 180 Babys das Licht der Welt.

Redaktion: G. Wehrmann; Fotos: M. Naumann, Repro (3), Archiv, TASS, ADN-ZB/Riemann, TASS/Pashe, ZB/BTA, ZB/ČTK/Peška, ADN-ZB/Häßler, V. Billeb (2); Vignette: D. Schüler.



Erneut lastet über Äthiopien eine schwere Bürde. Die Dürre. Nicht nur der sechsjährige Debebe Densamo (Foto) leidet. Wie er sind mehr als fünf Millionen Menschen dieses Landes betroffen. Unser Mitarbeiter Peter Kroh berichtet in Wort und Bild aus dem Osten des afrikanischen Kontinents. Von Solidarität und Hilfe zur Selbsthilfe.



Der Blick wandert über das unendliche äthiopische Hochland, findet nur selten Halt an Bäumen oder grünen Flecken. Die Sonne, fehlender Regen und schneidende Winde haben den Boden ausgedörrt, dem Menschen eine sandige, steinige Landschaft hinterlassen. Die neue Dürre wurde im vergangenen Jahr durch Detailaufnahmen aus dem Kosmos angekündigt: der Grundwasserspiegel sank, die Versandung schritt voran, ließ das Grün verschwinden. In 10 von 14 Provinzen der Volksdemokratischen Republik Äthiopien zeigte sich während der gesamten Regenzeit – von Mai bis September – kaum eine Wolke am Himmel. So verbrannte in den am stärksten betroffenen Verwaltungsgebieten Eritrea, Wollo, Tigrai und der östlich gelegenen Harrargue-Region nahezu die gesamte Saat. Andere Wolken ka-

Wo trotz Hunger Hoffnung wächst

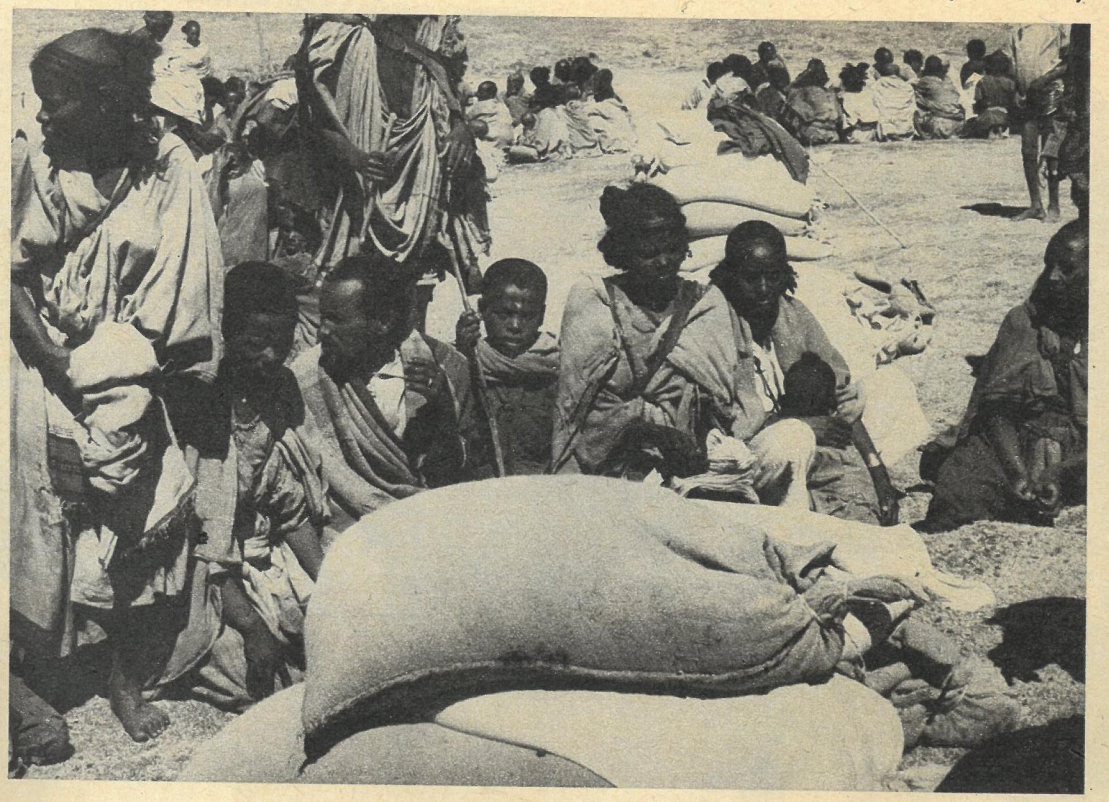
men – riesige Heuschreckenschwärme, die das ohnehin spärlich Gewachsene vollends vernichteten.

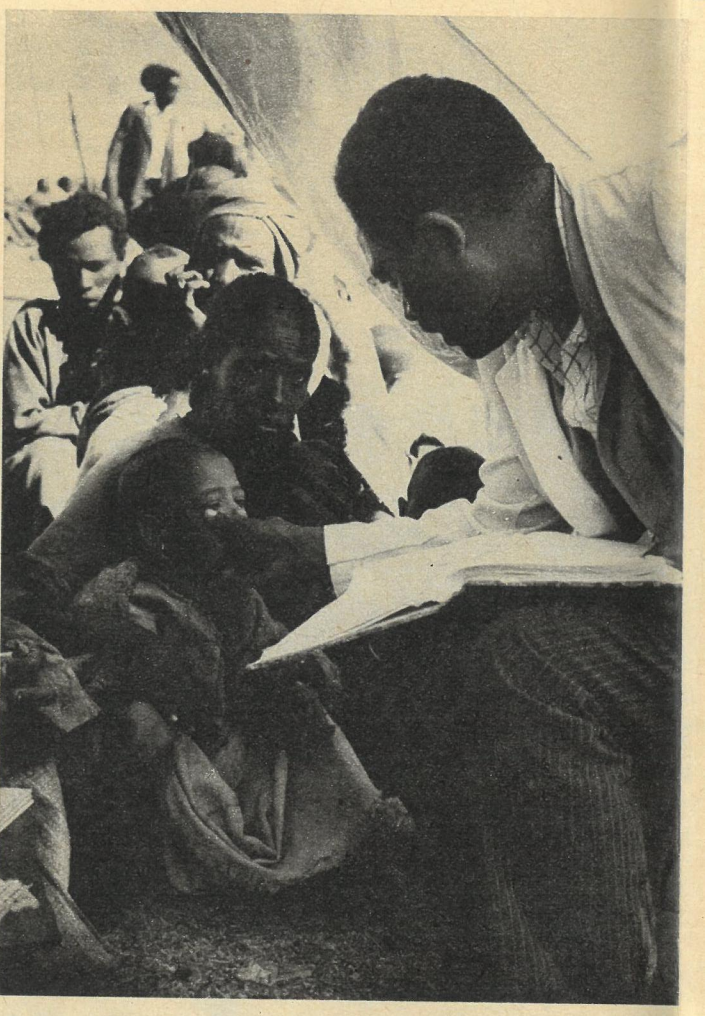
★

Bei meiner Fahrt durch das Land war mir der äthiopische Journalistenkollege Afework Manna ein sachkundiger Begleiter: „Überall wurden in den vergangenen Wochen in der Nähe der Wohnsiedlungen Zentren zur Verteilung von Lebensmitteln an die Bedürftigen eingerichtet", berichtet er. „Vor allem im Norden, zum Beispiel in Korem. Dort im Tal, am Fuße der braunen unbewaldeten Berge gab es während der vorangegangenen Dürre 1984/85 ein großes Lager für Hungernde. In diesem Jahr haben wir davon abgesehen, die Betroffenen in den großen Städten zu sammeln, sie dort zu versorgen, denn auf dem mühevollen Weg in diese Camps starben 1985 Tausende Menschen vor Erschöpfung oder an Epidemien. Jetzt brauchen die Bauern nur eine kurze Zeit, um hierher zu kommen, oder sie werden direkt in ihren Dörfern versorgt. Mit Getreide, Trockenmilch, Zwieback oder Öl. Das Zentrum in Korem ist für drei Gebiete zuständig, für Sekota, Dechane und Wofla, die im Umkreis von 120 Kilometern liegen. Monatlich erhält dort jedes Familienmitglied 15 Kilogramm Getreide und Zusatznahrung für die Kinder. Das Zentrum betreut täglich 5000 bis 10 000 Menschen, die in einem Sanitätsstützpunkt auch ärztliche Hilfe erhalten."

Als sich die neue Dürre ankündigte, signalisierte die äthiopische Regierung rechtzeitig der internationalen Öffentlichkeit: Wir schaffen es nicht allein. Der Hunger bedroht über 5,2 Millionen Menschen. Unser Land braucht 1,2 Millionen

Dürreopfer aus der Umgebung von Korem, Verwaltungsregion Wollo, holen ihre Getreidezuteilung ab. – Im Sanitätsstützpunkt der Stadt werden täglich bis zu 200 Patienten, die an Malaria, Lungenentzündung und anderen Folgen der Unterernährung leiden, medizinisch versorgt. – Lagerplatz für Getreide aus eigener Ernte im Süden des Landes (Foto unten).





Wo trotz Hunger Hoffnung wächst

Tonnen Getreide. Obwohl in der Staatsreserve noch 500 000 Tonnen lagern, reicht das Korn nur noch bis Ende März! –

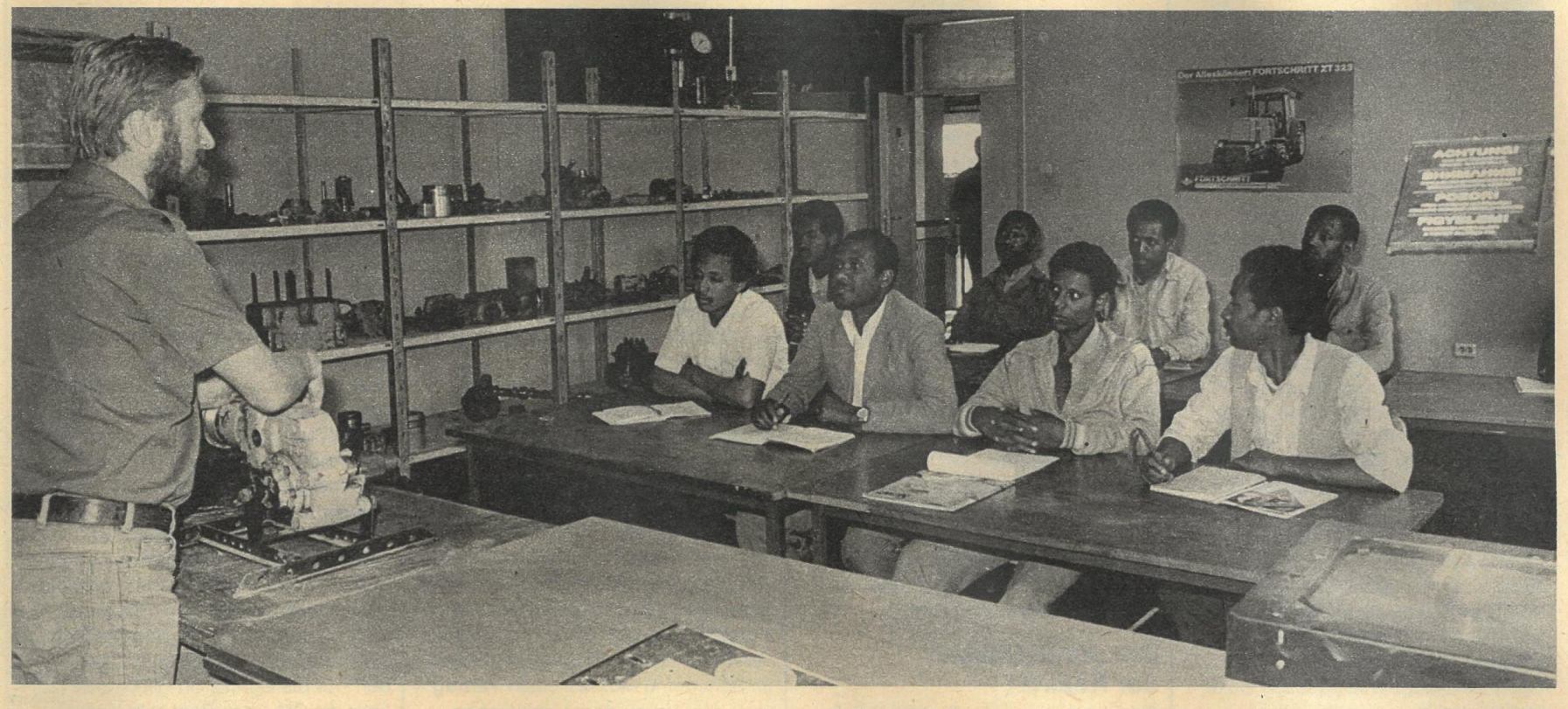
Der Notruf blieb nicht ungehört. Zahlreiche Länder und internationale Hilfsorganisationen sagten inzwischen Unterstützung zu. Wie bereits vor vier Jahren reagierte die Sowjetunion sofort. Sie beschloß, unentgeltlich 250 000 Tonnen Getreide, Medikamente und Kindernahrung zu liefern. Die inzwischen eingerichtete Luftbrücke unter Beteiligung sowjetischer Flugzeuge ermöglicht den schnellen Transport in die Versorgungszentren.

Afework Manna erklärte mir in diesem Zusammenhang ein Problem zusätzlicher Natur: „Die Luftbrücke gewinnt an Bedeutung, da separatistische Gruppen mit bewaffneten Aktionen den Transport per LKW erschweren. Die sogenannten Volksbefreiungsfronten Eritreas (EPLF) und Tigrais (TPLF) wollen die komplizierte Situation für ihre Ziele ausnutzen und die Bevölkerung verunsichern. Erst im Oktober vergangenen Jahres überfielen Banden der EPLF einen unter UNO-Flagge fahrenden LKW-Konvoi und zerstörten die 23 Fahrzeuge unweit von Asmara. 674 Tonnen Lebensmittel wurden dabei vernichtet. 45 000 Menschen hätten damit einen Monat lang ernährt werden können."

Goldgelber Weizen wiegt im Wind. Teff, eine hirseähnliche Getreideart, wartet üppig auf die Ernte. Angesichts dieses prallen Wachstums einige hundert Kilometer südlich der Hauptstadt Addis Abeba fällt es schwer, sich das Leid im Norden vorzustellen. Friedlich weiden Rinderherden, und in den gut produzierenden Staatsfarmen und Kooperativen sind die Bauern zufrieden. Neue Siedlungen entstehen im Rahmen eines langfristigen Umsiedlungsprogramms, die den aus dem Norden hierhergekommenen Bauernfamilien bessere Lebensbedingungen bieten…

In den neuen fast 10 000 Dörfern gibt es nicht nur Schulen, hier sind Brunnen, medizinische Stützpunkte, kleine Elektrizitätsstationen gebaut worden. Die Einwohner erhielten Nahrungsmittel, Saatgut, Zugochsen und einfaches Gerät,

Ausbildungszentrum der FDJ-Freundschaftsbrigade „Artur Becker“ in Addis Abeba. Von Detlev Voigtländer und weiteren DDR-Spezialisten werden hier 1600 Landmaschinenschlosser ausgebildet, die in den Neulandgebieten zum Einsatz kommen. – 15 Millionen Setzlinge wurden in den letzten beiden Jahren in den Baumschulen der Verwaltungsregion Wollo aufgezogen. Diese Bemühungen sind Teil des von der Volksmacht beschlossenen nationalen Programms einer großräumigen Wiederaufforstung.



um ihnen einen neuen Start zu erleichtern.

Gemeinsam mit dem DDR-Spezialisten Detlev Voigtländer besuche ich die Provinzen Arsi und Bale, die zu den Kornkammern des Landes zählen – wo die Hoffnung wächst. Der Ingenieur für Landmaschinentechnik ist schon seit mehreren Jahren in Äthiopien im Einsatz: „Gemeinsam mit den FDJlern der Freundschaftsbrigade ‚Artur Becker‘ bilden wir in Addis Abeba Landmaschinenschlosser aus, die später in den Neulandgebieten arbeiten werden. Wir nennen es Hilfe zur Selbsthilfe, denn viele von ihnen sind schon jetzt als Lehrer ihrer äthiopischen Landsleute tätig.“

Zum Beispiel in der Staatsfarm Garadella. Ich suche den Namen des gleichnamigen Dorfes auf der Landkarte. Vergeblich. Die Erklärung ist einfach. Die Gründung neuer Dörfer geht so zügig voran, daß die Kartographen noch nicht nachgekommen sind. Die Ernte dieses Jahres fiel in Garadella durch das ungünstige Wetter weit schlechter aus als in den Vorjahren. Doch die Kombinefahrer auf ihren E-512 kämpfen um jedes Korn, unterstützt von den Schlossern aus der DDR und Äthiopien.

„Hier zeigt die neue Landwirtschaftspolitik ihre ersten Erfolge auf dem Weg zur Eigenversorgung des Landes“, meint Detlev Voigtländer. „Es wird ein langer, harter Weg sein. Eine Jahrhunderte währende natürliche Verödung kann nicht in einem Jahrzehnt überwunden werden. Die Bauern kannten keine Fruchtfolge, der Boden keinen Dünger. Die Nomaden trieben ihr Vieh – Äthiopien gilt mit 30 Millionen Rindern als viehreichstes Land Afrikas – dorthin, wo etwas Grünes sichtbar wurde. Einzige Energiequelle war das Holz, das in den Haushalten verfeuert wurde. Wen wundert es, wenn heute nur noch vier Prozent des Landes bewaldet sind? Die Bodenerosion kann nur langsam aufgehalten werden.“

Unweit der Staatsfarm werden frisch gepflanzte Bäume von den Neusiedlern wie ein Augapfel gehütet. Trotzdem wird nur jeder zwanzigste den Kampf gegen die Sonne bestehen. Am Horizont blitzt an einem der Zuflüsse des Wabe-Shebele-Flusses ein kleiner See. Ein riesiges Meer soll sich dort in wenigen Jahren ausbreiten, wenn das mit sowjetischer Hilfe entstehende Staudammprojekt seiner Bestimmung übergeben ist, Elektroenergie und Wasser liefert.

In Garadella, wie in anderen Orten des Landes, zeigt das Gesicht der Zukunft seine Konturen.

Zusatzfotos: ZB/ Hinkelmann (3)

Eine Riege sammelt ihre Gefolgsleute, um dem angekündigten Abrüstungsprozeß auf ihre Art zu begegnen. Sie will alle Atomwaffen behalten und ihnen neue hinzufügen. Das INF-Abkommen (vereinbarte Verschrottung der Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite, kurz INF-Vertrag genannt) vom Dezember 1987 hat diese Clique mobil gemacht. Auch den Kandidaten der äußersten Rechten im Vorwahlkampf, Reverend Robertson, trieb es in die Manege. In spektakulären Auftritten scheute der Gottesmann nicht davor zurück, von der Heiligkeit der Waffen im Kampf gegen das „Reich des Bösen" zu sprechen.

„Wir gehen über diesen Vertrag hinaus, um den Ost-West-Beziehungen insgesamt den Kampf anzusagen. Die Austragung dieses Kampfes wird den Kampf gegen den nächsten Vertrag, gegen den gesamten Entspannungsapparat, auf den sich Reagan festgelegt hat, nach sich ziehen." Der das sagte, heißt Richard Viguerie, der in den USA längst kein Unbekannter mehr ist. In den Wahlkämpfen 1980 und 1984 machte er als Werbefachmann und Organisator großer Geldmittel von sich reden. Sein ganzes Talent, vielfältige Dollarquellen anzuzapfen, stellte er damals in den Dienst des Präsidentschaftskandidaten Reagan.

Rebellion gegen „ihren" Herrn

Nun erhebt er sich gegen „seinen" Präsidenten. Viguerie galt nie als „feiner Mann", womit man auch in den USA aussagt, daß er in seinen Methoden nicht allzu wählerisch verfährt. In den vergangenen Wahlkämpfen gelang es ihm, Gelder auch aus jenen herauszupressen, die keinerlei Veranlassung sahen, einen rechtsrepublikanischen Kandidaten zu favorisieren. Zumeist waren es Geschäftsleute und Industrielle, die dem reformistischen Ostküstenestablishment zuneigten und einer aggressiv-militaristischen Konfrontationspolitik ablehnend gegenüberstanden, weil sie für ihre Geschäfte fürchteten. Doch die drohende Versicherung, daß man diese Hilfsverweigerung nicht vergessen und als „liberalistisch-kommunistische" Verfehlung ahnden werde, sobald die Macht erobert sei, brachte viele dazu, Geld locker zu machen. Viguerie ist zudem noch ein Werbefachmann. Fand damals das Wahlvolk die Briefkästen verstopft mit Slogans, daß Reagans Gegenspieler Jimmy Carter ein „Kremlagent" sei, so werden heute Briefe und Inserate in Umlauf gebracht, in denen Reagan mit Neville Chamberlain verglichen wird, dem Mann, der das Münchener Abkommen mit Hitler unterzeichnet hatte mit dem Anspruch, den Frieden gerettet zu haben.

Das „New York Times Magazine" vom Januar dieses Jahres begann einen Beitrag folgendermaßen: „Die antikommunistische Rechte mobilisiert gegenwärtig ihre Kräfte im Senat und überall im Lande zum Kampf gegen den neuen Vertrag über nukleare Mittelstreckenraketen (INF) – einen Vertrag, der von ihrem alten Vorkämpfer Ronald Reagan unterzeichnet und vorgelegt wurde." Spätestens nach dieser Washingtoner Übereinkunft – nach den Gipfeltreffen in Genf und Reykjavík saß man in den Startlöchern – begann das große Wettrennen um die Gunst des Senats und der Öffentlichkeit. „Nach der Unterzeichnung des INF-Vertrages durch Reagan und nach seiner – in den Augen der Konservativen – öffentlichen Umarmung Gorbatschows hat die Enttäuschung der Rechten ihren Höhepunkt erreicht. Sie fühlen sich von ihrem Herrn im Stich gelassen und gezwungen, ihn zu bekämpfen in dem Bemühen, den Strom der Geschichte aufzuhalten", schrieb das „New York Times Magazine". Nun hat der Strom der Geschichte, um im Bild zu bleiben, seine eigenen Gesetzlichkeiten, was nicht bedeutet, daß durch scheinbar unbedachte oder besser sehr wohl bedachte Eingriffe Dämme errichtet werden können, die den Strom verlangsamen oder gar stauen, wenn man den unbefugten Baumeistern nicht in den Arm fällt.

Die „kalte Dusche der Realität"

Die Republikanische Partei hat tiefe Risse bekommen. Glaubte man vor Jahren sich darin einig, in der fortwährenden Rüstung neben Höchstprofiten auch die einzig mögliche Antwort gefunden zu haben, außenpolitisches Terrain zu erobern und die Sowjetunion ein für allemal „in die Schranken" zu weisen, auch durch Androhung militärischer Gewalt, so hat sich die Lage heute gewandelt. Ein entscheidender Faktor ist, daß die militärstrategische Parität feststeht und kein noch so großer Kapitalschub in die Rüstung dauerhaft daran etwas ändern kann. Diese Einsicht allerdings verbreiten schon seit Jahren so sachbezogene Kenner wie George F. Kennan, ehemaliger Botschafter in der Sowjetunion, die Ex-Minister Robert McNamara und Cyrus Vance, der Wirtschaftswissenschaftler Galbraith und andere Experten. Sie meinen, daß ein finanzieller Ruin des Staates eher denkbar ist als die Verwirklichung einer illusionären einseitigen Stärke. Weder die Aufstockung des strategischen Potentials noch SDI würden die USA sicherer machen. Will man den Urenkeln die Last auferlegen, die Staatsverschuldung abzutragen, so muß man den Weg der Katastrophe verlassen, ansonsten würden die Schulden wie die Nachkommen gleichermaßen ausgelöscht.

Auch die sowjetische Außenpolitik, ihre kompromißbereite Flexibilität in Abrüstungsfragen ließ den Zusammenhalt im Lager der regierenden Republikaner zerbrechen. Einige entschiedene Verfechter der Hochrüstung verließen die Administration, wie kürzlich erst der Marineminister Webb. Die „kalte Dusche der Realität", wie sich der Senator und Vorsitzende des Streitkräfteausschusses des Senats, Sam Nunn, ausdrückte, hat dem Präsidenten offensichtlich gut getan. Die Überzeugungen Sam Nunns und anderer Senatoren und Kongreßmitglieder, daß der Amtseintritt Michail Gorbatschows und dessen außenpolitische Dynamik für die USA hilfreich sein könnten, wurden von den Befürwortern der Hochrüstung als unamerikanisch, bedrohlich, als schwachsinnige Selbstentleibung bezeichnet. Sie mußten zwar zur Kenntnis nehmen, daß die sowjetischen Friedens- und Abrüstungsinitiativen die westeuropäische wie auch die amerikanische Öffentlichkeit aufmerken ließen und die alten konservativen Freund-Feind-Theorien in Frage stellten, doch meinten sie, daß eine Rückkehr zum kalten Krieg diesen Sympathien ein Ende bereiten würde. Auch hofften sie, daß eine Wiederbelebung schärfster Konfrontation den Präsidenten auf die alten Überzeugungen, die USA zur Nummer eins in der Welt zu machen, rückbesinnen ließe.

„Der Vertrag stellt die unmittelbare Zielscheibe dar, doch die eigentliche Absicht besteht darin, Reagans Bemühungen um eine umfassendere Verständigung mit Gorbatschow zu vereiteln – vor allem sein Bestreben, im Sommer in Moskau einen Vertrag über den Abbau der strategischen Waffen zu unterzeichnen", stellte das genannte Magazin fest.

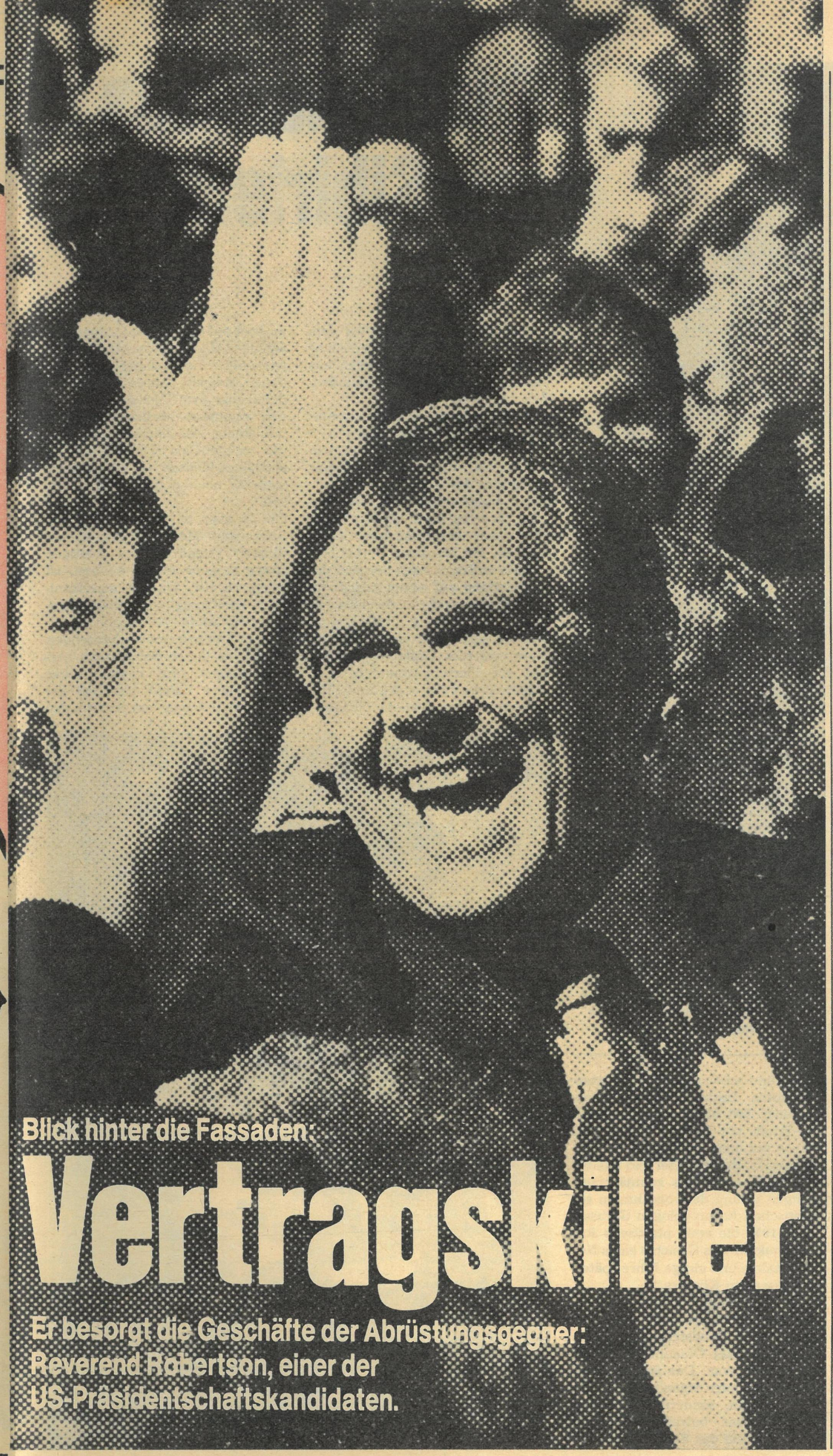
Was sind das für Leute, die nun alles aufbieten, Abrüstung und Entspannung zu hintertreiben? Ein John M. Fisher, Vorsitzender des American Security Council, versandte 110 000 Briefe, in denen er die Adressaten aufforderte, den Senat mit Briefen gegen den Vertrag zu überhäufen. Zudem sammelte er etwa 2000 ehemalige Generäle und Admirale um sich, um die alten Herren zu veranlassen, gegen den Vertrag aufzutreten. Auch andere mobilisieren ihre Ausschüsse und Komitees. Daniel L. Casey vertritt die American Conservative Union, Paul Weyrich die Free Congress Foundation, Eugene Rostow das „Komitee gegen die vorhandene Gefahr". Auch die Senatoren Helms, McClure, Wallop, Quayle, Wilson aus Kalifornien, Orrin Hatch aus Utah, Phil Gramm aus Texas usw. sind keine Einzelkämpfer, sondern gehören Gruppen, Vereinigungen, Komitees, rechten „Denkfabriken" an, deren landesweites arbeitsteiliges Wirken gegen die Abrüstung und Entsprannung eine große finanzielle Stützung hat.

Wenn alle Brünnlein fließen...

Wo lassen sich diese Leute einordnen? Einerseits gibt es noch immer die Abgesandten der Waffenfabriken, die sogenannte Rüstungslobby, die, wie der Name schon sagt, in den Säulen- und Wandelgängen des Repräsentantenhauses – heute sucht man zumeist geheimere Örtlichkeiten auf – Kongreß- und Senatsmitglieder zu beeinflussen oder zu bestechen suchen, in den zuständigen Gremien oder Ausschüssen dieser oder jener Waffe das Wort zu reden. Andererseits gibt es weitaus größere Cliquen, die nicht in den Gehaltslisten der Waffenfabrikanten auftauchen, jedoch die weitaus beträchtlichere Macht verkörpern. Sie sind für den Militär-Industrie-Komplex unabdingbar, weil ihr öffentliches Auftreten die Rüstung rechtfertigt und stimuliert. Doch das Zusammenspiel zwischen ihnen und den faktischen Aufrüstern ist recht verwoben und schwer durchschaubar.

Die Mitgliedschaft dieser Leute in verschiedenen Komitees und Vereinigungen, die mitunter die obskursten Namen tragen, ist eine Voraussetzung, an Spendengelder heranzukommen. Richard Viguerie agiert nicht als Einzelperson, sondern hat eine Art Viguerie-Stiftung ins Leben gerufen, was ihn berechtigt, als „gemeinnützige" Institution zu handeln. Weil in den USA eine offene Finanztransaktion bestimmten Gesetzen unterliegt – so dürfen Wahlspenden eine festgelegte Summe nicht überschreiten –, jedoch „private" Spenden in jeder Höhe ins Persönlichkeitsrecht fallen und damit unanfechtbar sind, treten nicht Firmen, sondern „Privatpersonen" als Geldgeber auf, mitunter auch anonym. So erreichen beispielsweise die „privaten Spenden" für die Contras in Nikaragua über die CIA ihren Bestimmungsort. Der Geheimdienst fungiert als Verteiler. Diesen „privaten" Quellen alle Handlungsvollmachten zu geben, drohte die Administration, als der Kongreß die geforderte Unterstützung für die Contras verweigerte. Die „gemeinnützige" Viguerie-Stiftung verfährt nach gleichen Prinzipien: „Private Spenden" die auch von Mittelsmännern der Rüstungsfirmen aufgebracht werden, füllen den Fond der Stiftung und werden dazu genutzt, den Werbefeldzug für die reaktionären Prätendenten zu finanzieren. Ein seit langem eingespieltes Ritual in den USA.

Daß sich die genannten Leute als Ideologen des kalten Krieges und der Hochrüstung verstehen, ist das eine; das andere wiegt ebenfalls schwer: die fast unbegrenzte Einflußnahme durch die Medien, die sich ihnen zur Verfügung stellen. So haben reaktionäre Prediger, unter ihnen auch der Präsidentschaftskandidat Reverend Robertson, durch das Fernsehen ein Millionenpublikum. Unvergessen sind die Auftritte des Baptistenpredigers und Chefs der „Moral Majority", Jerry Fallwell, den, nach eigenen Aussagen, Gott selbst gesandt hat, für ein waffenstarrendes Amerika zu kämpfen. Der weit verbreitete Konservatismus mit all seinen Auswüchsen wie Bigotterie, Chauvinismus, Antikommunismus und dem missionarischen Glauben, daß die USA die Nummer eins in der Welt zu sein haben, ist ein idealer Humus, um unreale, gefährliche Vorstellungen auszubreiten. Doch nicht alle Blütenträume dieser Missionare reiften. Die Vorwahlen in einigen Bundesstaaten haben gezeigt, daß die Präsidentschaftskandidaten der republikanischen Rechtsriege – Alexan-



Blick hinter die Fassaden:

Vertragskiller

Er besorgt die Geschäfte der Abrüstungsgegner: Reverend Robertson, einer der US-Präsidentschaftskandidaten.

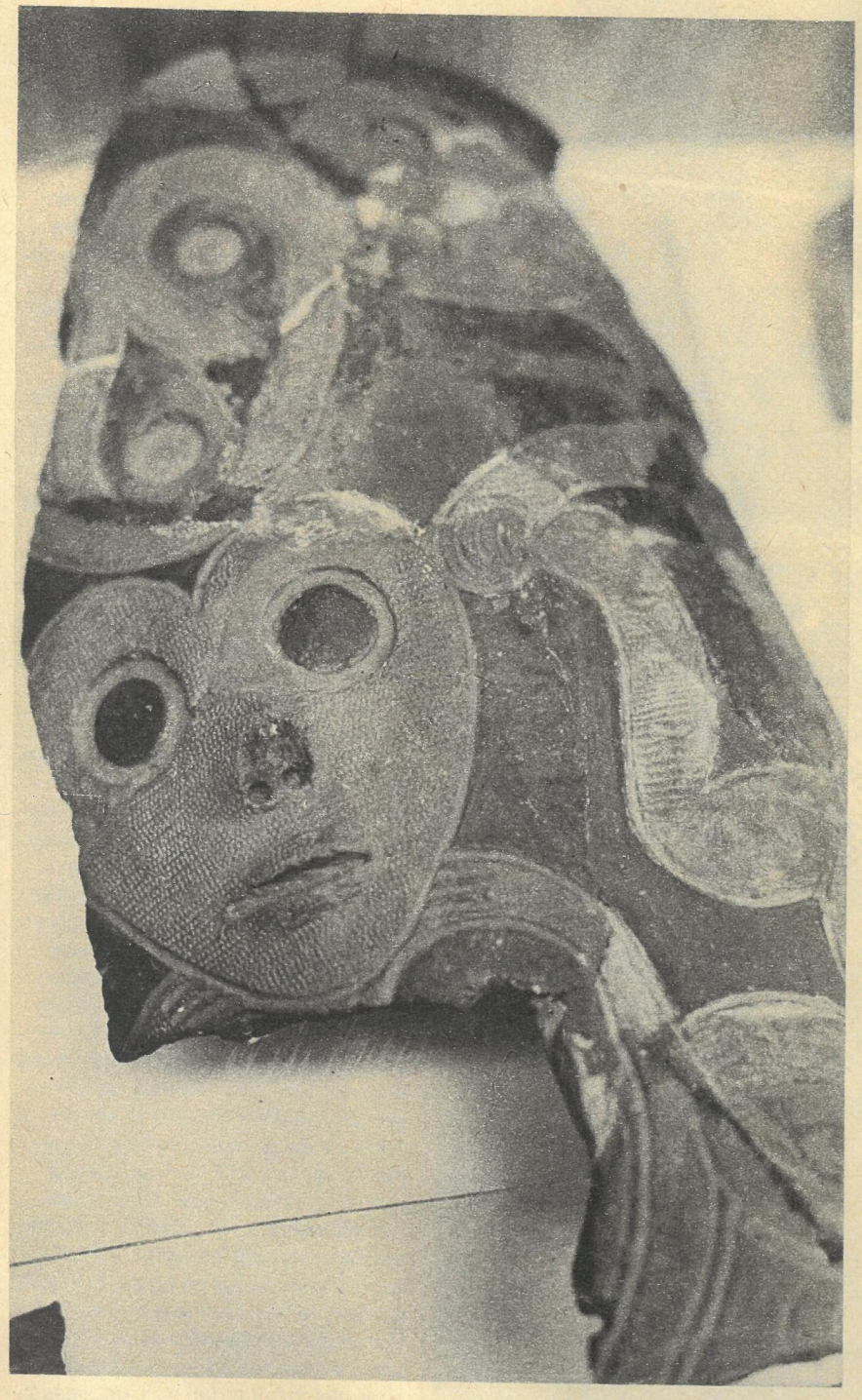
der Haig, Reverend Marion G. Robertson, Jack F. Kemp und Pierre S. du Pont 4th – wenig Chancen haben.

Wie mordet man einen Vertrag?

Doch was diese extremen Gruppen gefährlich macht, ist auch dies: die Erfahrungen, wie man Abkommen sabotiert. Die Nichtratifizierung von SALT II ist ihnen geschuldet. Die Geschichte der USA hat ihnen gezeigt, daß seit 1789 nur 17 Verträge von rund 1500 ohne Umschweife vom Senat abgelehnt wurden; 169 hingegen kamen auf anderen Wegen zu Fall. Durch Zusätze wurden sie entweder verstümmelt und entwertet oder ganz vom Tisch gewischt. Dieser Methode wollen sich die „Falken" bedienen: durch Zusatzforderungen oder durch unangemessene Verknüpfungen mit anderen politischen Anliegen die verbindlichen Übereinkommen entwerten und sie somit einer neuen langwierigen Verhandlung aussetzen. In diese Richtung zielte der Vorstoß des Senators Wallop. Im Vertrauen darauf, daß allein die Nennung Sibiriens als Örtlichkeit düsterer Geheimnisse und „verdächtiger Verstecke" genügt, um Befürchtungen auszulösen, zog er gegen die Vereinbarung über die Mittelstreckenraketen zu Felde. Wie läßt sich Abrüstung überprüfen, wenn Raketen im dichten Gestrüpp der Wälder unsichtbar gemacht werden? „Mangelnde Verifizierung" heißt eine der Strecken, die man befahren will, um die Ratifizierung zu verhindern. Im Bewußtsein, daß der ungemein populäre INF-Vertrag alle Hürden nehmen wird, gibt der bundesdeutsche Professor Werner Kaltefleiter, Direktor des Instituts für Politische Wissenschaften an der Universität Kiel, seinen amerikanischen Gesinnungsfreunden Hilfestellung: „Man könnte also den Vertrag ratifizieren, aber gleichzeitig den Vollzug dieses Vertrages koppeln an entsprechende Abkommen..." „Mangelnde Verifikation" wäre ein solcher „Killer-Zusatz", der ihn aushebeln und wertlos machen könnte. Kaltefleiter nennt zwar nicht Sibirien als Ort „verdächtiger Verstecke", er läßt in der Schwebe, auf welche Art die Sowjetunion die Raketen mit Tarnkappen versehen könnte, um den Kontrollen zu entgehen. Entzündetes Mißtrauen allein genügt ihm als politischer Wegweiser in einer Welt der Konfrontation. Die Weltöffentlichkeit wird mit dieser militaristischen Front, wie Viguerie angedroht hat, auch in Zukunft zu rechnen haben, wenn der angekündigte Vertrag über die Reduzierung der strategischen Atomwaffen auf dem Tisch des Senats liegt. Die Abfuhr, die Reverend Robertson und die anderen Kandidaten der Rechtsriege in den Vorwahlen erfahren haben, läßt darauf schließen, daß die Öffentlichkeit die Rückkehr in den kalten Krieg nicht will. Doch verstummt sind diese Kräfte nicht und lassen es nun auf eine Machtprobe vor und hinter den Kulissen ankommen. *Hans Bergmann*

Foto: Archiv

Kam Kolumbus aus Sibirien?



Ein Foto, das sogleich unsere Aufmerksamkeit erregte: Im Vordergrund die Knochen eines Skeletts, dahinter ein nackter Mann, der – wenn nicht Schlimmeres – zumindest zu schlafen schien. So etwas erwartet man nicht zwischen den Feuersteinwerkzeugen, irdenen Gefäßen und Schädeln in den Ausstellungsräumen der Frühzeitlichen Abteilung einer wissenschaftlichen Einrichtung wie des Instituts für Geschichte, Philologie und Philosophie Sibiriens. Die beiden Wesen auf dem Foto trennt dann auch, wie wir erfahren, eine Zeitspanne von 50 000 Jahren...

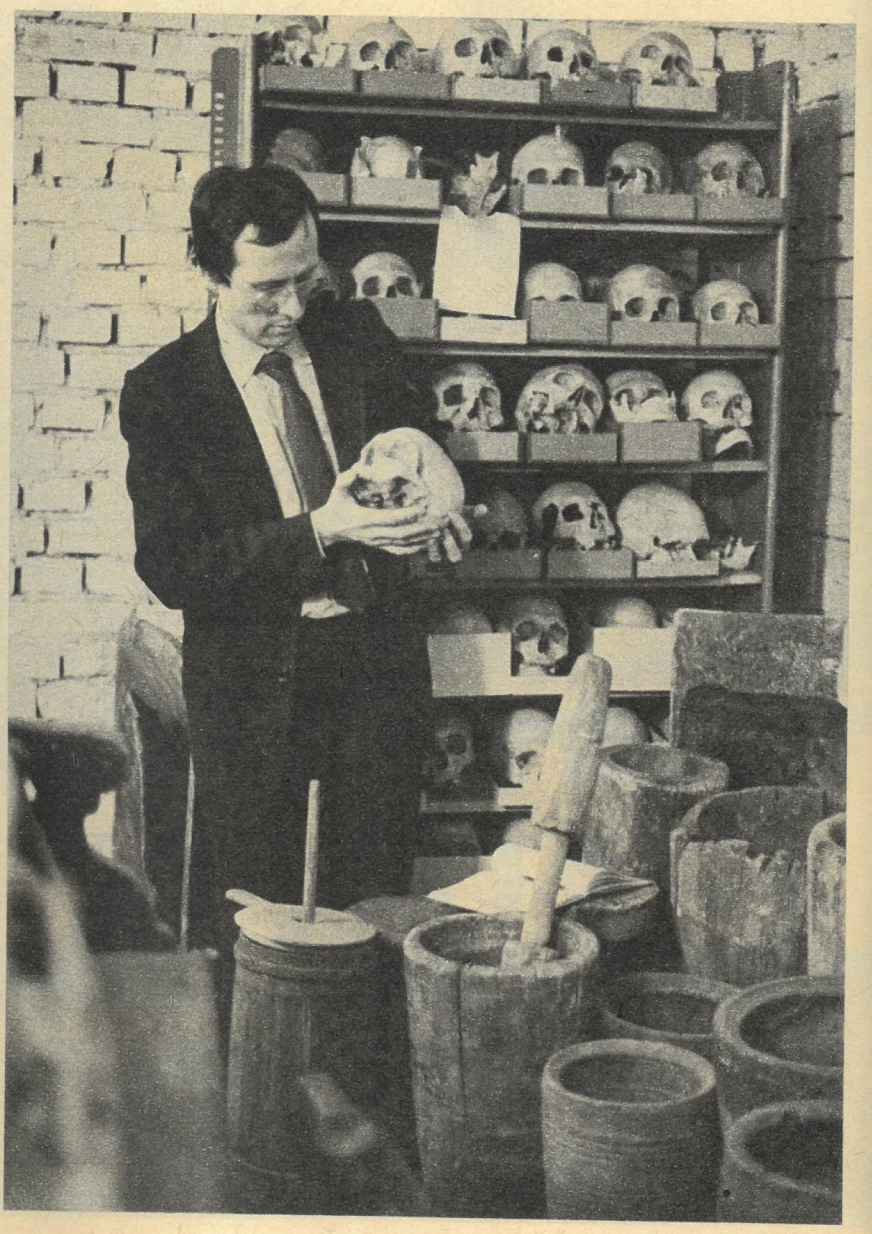
„Das Skelett ist der ‚Knabe von Teschik-Tasch'", erzählt Professor Anatoli Derewjanko, Direktor der Forschungsstätte in Akademgorodok bei Nowosibirsk, die FREIE WELT besuchte. „Anfang der 40er Jahre hatte es Akademiemitglied Alexej Okladnikow, mein Lehrer und Begründer unseres Instituts, am Westrand des Pamir, 125 Kilometer südlich von Samarkand, gefunden. Das war damals das in der Welt einzige vollständig erhalten gebliebene Skelett eines Neandertalers und schon deshalb eine echte Sensation. Insgesamt kannte man zu jener Zeit nicht mehr als zwanzig Funde von Neandertalern, zwei davon auf dem Territorium der Sowjetunion. Aus Schädel und Skelett des wohl neun- bis zehnjährigen Jungen gelang dem berühmten sowjetischen Anthropologen Gerassimow 1942 die erste plastische Rekonstruktion des Gesichts eines Neandertalers und einige Jahre später des gesamten Körpers."

Als viel wichtiger noch sollte sich aber die besondere Lage der Knochen an der Fundstelle herausstellen, die Alexej Okladnikow sofort aufgefallen war. Das konnte kein zufälliges Opfer irgendeiner Katastrophe sein, sondern der Junge war offenbar bewußt beigesetzt worden – auf der Seite liegend, in Schlafstellung, die Hände vor dem Gesicht, wie der „Selbstversuch" eines der jungen Archäologen aus Okladnikows Gruppe anschaulich demonstrierte.

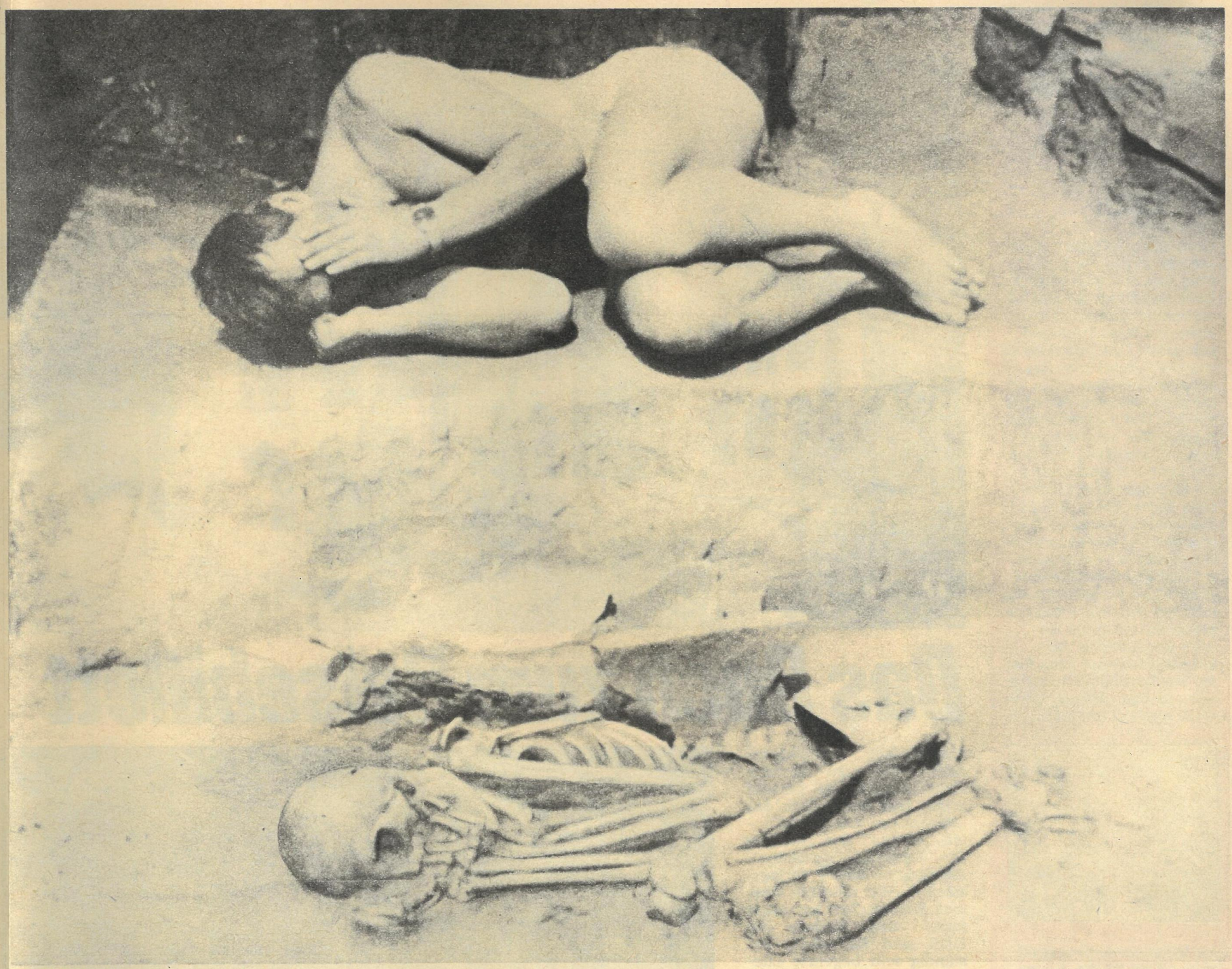
„Alexej Pawlowitsch schloß daraus: Schon die Neandertaler kannten einen Bestattungskult, was ein geistiges Niveau voraussetzt, das nur denkenden Menschen eigen ist..."

Eine wissenschaftliche Behauptung, die selbst bis in die 70er Jahre hinein sehr umstritten war. Stellte sie doch die bis dahin verbreitete Theorie in Frage, nach der sich der Neandertaler auf einem primitiven und gewissermaßen „vormenschlichen" Nebenzweig entwickelte, welcher schließlich in eine Sackgasse und zum Untergang führte. Erst ein Vierteljahrhundert nach Okladnikows Fund und kühner Hypothese stießen USA-Archäologen im Iran auf eine ganze Gruppe von Neandertalern – darunter das Skelett eines rund 40 Jahre alt gewordenen Mannes, dem in der Jugend der rechte Arm über dem Ellenbogen amputiert worden war, wohl mit einem Feuersteinmesser. Und das vor mehr als 50 000 Jahren, als der Jetzt-Mensch (Homo sapiens sapiens) noch nicht gelebt haben soll!

Ob es aber zu jener Zeit schon „denkende" Menschen gab, die als direkte Vorfahren des heutigen Homo sapiens gelten können, ist beispielsweise für die amerikanische Forschung von entscheidender Bedeutung. Auf ihrem Kontinent gibt es keine menschenartigen Affen, aus denen der Mensch hervorgegangen sein könnte. Zwar weist vieles darauf hin, daß die heutigen Indianer von jenseits des



Nicht nur Kulturgegenstände (Foto oben) von sibirischen und amerikanischen Ausgrabungen weisen frappierende Ähnlichkeit auf: In Nowosibirsk liegen auch Hunderte Schädel für vergleichende Untersuchungen (Foto rechts) vor.



Eine anschauliche Demonstration (Foto oben) der Lage, in der der Neandertaler-Junge vor 50 000 Jahren beigesetzt wurde: Ausdauerndes Knochen- und Scherbenpuzzle (Foto links) gehört sonst vor allem zur Arbeit der sibirischen Forscher.

Stillen Ozeans eingewandert sind: Zwischen Tschukotka und Alaska erstreckt sich bekanntlich eine ganze Inselkette, und die Tiefe der Beringsee beträgt hier durchschnittlich keine 45 Meter. Über Jahrtausende muß Amerika mit dem Nordosten Sibiriens über eine Festlandbrücke verbunden gewesen sein. Doch sie verschwand zu einer Zeit, für die sich der Jetzt-Mensch hier noch nicht nachweisen läßt!

So konnten die echten Erstentdekker Amerikas, Kolumbus' „Vorgänger", keine vernunftbegabten Menschen gewesen sein... „Da ist es eigentlich verständlich, daß im Jahre 1969 in unserem sibirischen Akademgorodok eine Gruppe von Wissenschaftlern und Kameraleuten aus den USA auftauchte, die, wie sie sagten, hier einen Film über ‚die ersten Amerikaner' drehen wollten", erzählt Professor Derewjanko, vor wenigen Wochen zum Akademiemitglied gewählt. „Die amerikanischen Kollegen kamen nach Sibirien, weil Okladnikows Arbeiten in Mittelasien für ihre Forschungen zur Herausbildung der menschlichen Gesellschaft in Amerika von immenser Bedeutung waren. Wie groß war da ihr Erstaunen, als ihnen Alexej Pawlowitsch eine von ihm an der Angara freigelegte Grabstätte zeigte: In ihr hatte man einen Mann, eine Frau und ein Kind gefunden, wobei der Beckenknochen der Frau von einer Pfeilspitze durchbohrt war. Die Amerikaner wußten: Wenn bei den Indianern eine Frau starb, die keine Schwester hatte, welche das Baby mit ihrer Milch stillen konnte, wurde das Kind ebenso zur Mutter ins Grab gelegt. Eine ähnliche Tragödie wie im fernen Amerika mußte offenbar auch hier, am Ufer der Angara, stattgefunden haben – vor Tausenden von Jahren..."

Dietrich Pätzold (Text)
Igor Gawrilow (Fotos)

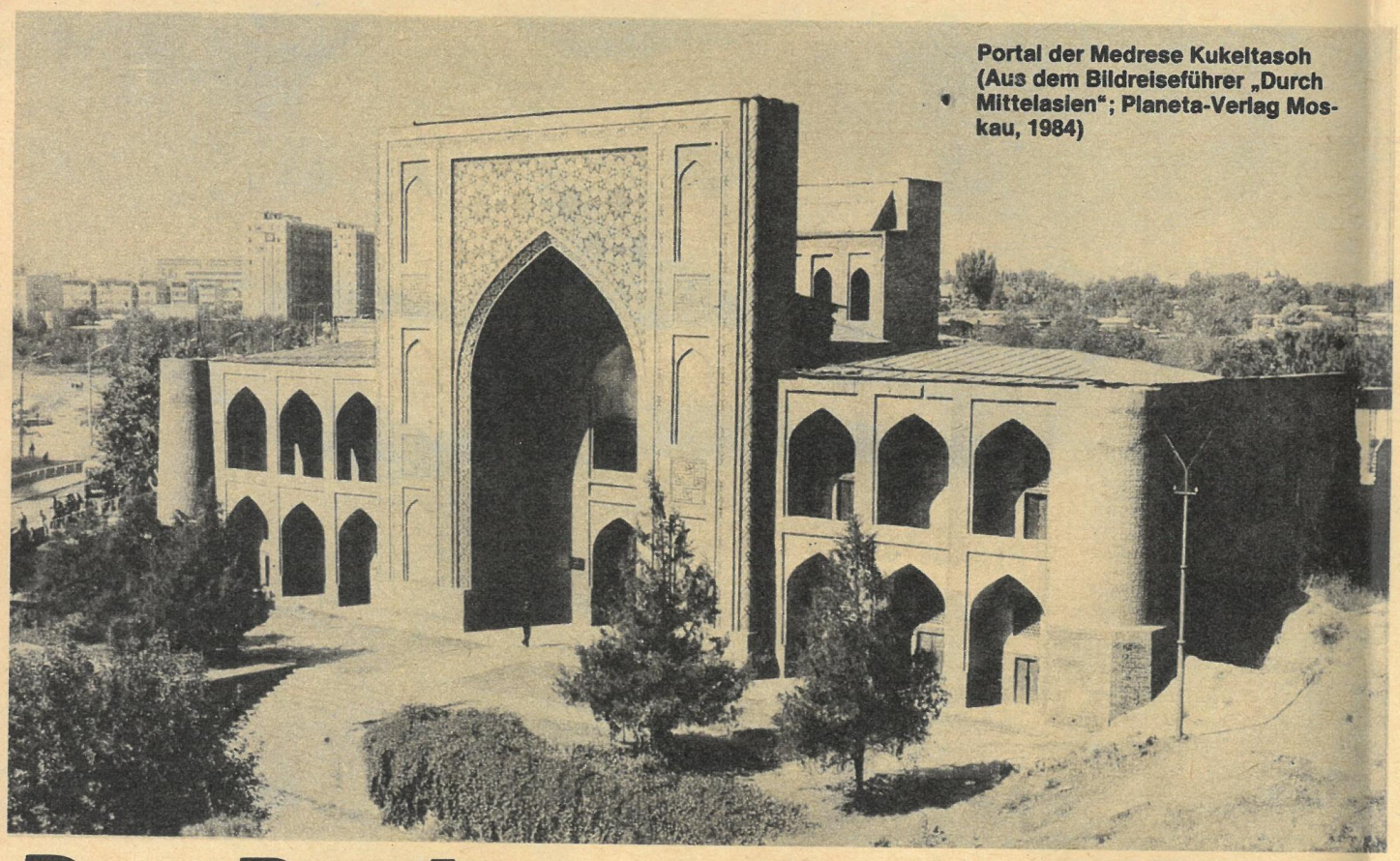
FREIE WELT

Reisen mit Kisch

Ohne Buch gehe ich nie auf Reisen. Überall, im Zug, Flugzeug, Bus oder abends im Hotel hilft es, die Zeit zu vertreiben. Diverse Reiseführer mit ihren Städteplänen geben Tips, und auch so mancher Literat kann uns neugierig machen... Das erste Mal in Moskau, fahre ich mit dem Bus zum Bolschoitheater. Den eben ausgelesenen Erwin Kisch über den „Verkehr in Moskau" habe ich noch lebhaft in Erinnerung. Sofort fühle ich mich in das Jahr 1927 versetzt. Der Bus wird voll und voller, auf meinem Schoß findet noch ein Kind Platz, auf meinem großen Zeh der Stiefel eines kräftigen Mannes in dickem Halbpelz. Und bevor ich mich am „Bolschoi" zum Ausgang drängeln kann, hat der Bus bereits die nächste, nein, die übernächste Haltestelle erreicht. Ein Strom

von Menschenleibern spült mich auf die Straße. Hinter einer Ecke in einer abschüssigen Gasse treffe ich Kisch. „Auf dem Kusnezki Most findest du die vielen Buchhandlungen der Gewerkschaften, der Genossenschaften und des Staatsverlages mit Abteilungen für Landwirtschaft und ausländische Literatur, in keiner anderen Stadt gibt es so viele Buchläden wie in Moskau..." Wir stehen vor einem Schaufenster. Aus Lederhüllen, Leineneinbänden oder Pappdeckeln schauen mich alte Bücher an; eine französische Ausgabe der Musketiere, ein alter Band von Coopers Indianergeschichten in englisch, ein Weltatlas aus dem Jahre 1873. Ich weiß nicht, wie lange wir durch diese lebendige Straße gestreift waren, irgendwann, irgendwo an ihrem unteren Ende, war der rasende Reporter verschwunden. Ich reibe mir noch etwas die Augen und entdecke nach ein paar Schritten das Bolschoitheater. Das hatte ich völlig vergessen...

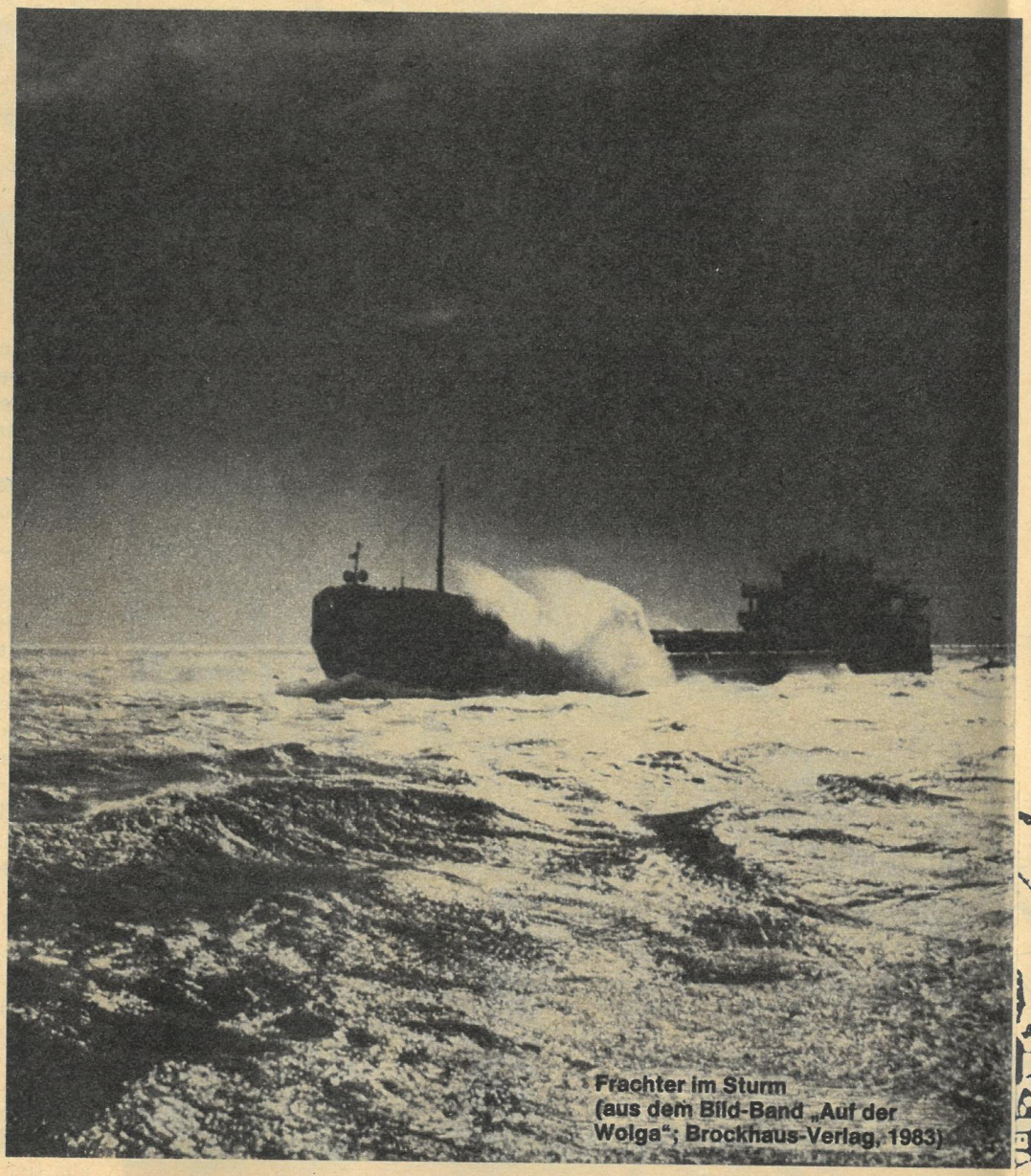
Hajo Obuchoff



Portal der Medrese Kukeltasoh (Aus dem Bildreiseführer „Durch Mittelasien"; Planeta-Verlag Moskau, 1984)

Das Buch zum Reisebillett

Messetrubel, Messebummel... Wen's zu Büchern zieht, der hat in Leipzig schon sein festes Ziel: das „Messehaus am Markt" – ein „Mekka" der Ausleser (im doppelten Wortsinne). Andrang an vielen Verlagsständen. Wir möchten diesmal Reisebücher ins Auge fassen. Zwei Verlage der DDR sind für solche beständig sehr begehrte Literatur vor allem prädestiniert: der traditionsreiche VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig sowie der – seit einem Jahrzehnt bestehende – VEB Tourist Verlag Berlin, Leipzig... Letzterer orientiere sich seinem speziellen Profil entsprechend „vorwiegend am Bedarf von touristischer Literatur für den Inlandstourismus", läßt Verlagsdirektor Dr. Rex Pustkowski uns wissen. Höchst Erfreuliches vermag er, gleichermaßen als Jahresrück- wie als Jahresvorblick, zu sagen: „Wir brachten 110 Titel mit einer Auflage von rund sieben Millionen Exemplaren auf den Markt. Das waren eine Million Exemplare von Karten, Atlanten, Büchern und Broschüren mehr als 1986... Unser Verlagsprogramm für 1988 sieht vor, 115 Titel zu produzieren." Auf Kioskpulten oder Ladentischen ist für Auslandstouristen als nächstes zu erwarten: „Ungarn – ein Reiseratgeber", avisiert fürs II. Quartal. Insbesondere



Frachter im Sturm (aus dem Bild-Band „Auf der Wolga"; Brockhaus-Verlag, 1983)

Autotouristen werden sich über den momentan schon vorliegenden „Autoroutenatlas CSSR“ sowie den „Autoroutenatlas Ungarn“ (III. Quartal) freuen. Die Reihe wird in naher Zukunft mit einem Autoroutenatlas zu Bulgarien fortgesetzt, und an einem Reiseratgeber über Bulgarien wird ebenfalls gearbeitet, erfahren wir noch… Für „Brockhaus“ ist die diesjährige Buchmesse in der DDR-Bücherstadt mit dem Jubiläum des 35jährigen Bestehens als volkseigener Verlag verbunden.

„Wie man weiß, reisen alljährlich Millionen von DDR-Bürgern ins Ausland. Das Bedürfnis, sich vorher über das jeweilige Land zu informieren oder nach der Reise die Eindrücke zu vertiefen, zeigt nach unserer Erfahrung eine steigende Tendenz“, konstatiert Brockhaus-Chef Alfred Neumann. „Mit etwa einem Viertel unserer Jahresproduktion nehmen Bücher über sozialistische Länder einen angestammten Platz ein. Die Käuferwünsche nach solchen ‚Reisebüchern‘ sind insgesamt bei weitem größer als die Möglichkeiten unseres Angebots, trotz beachtlicher Auflagen.“ Seit 1953 erschienen bei „Brockhaus“ über 1200 Titel mit nahezu 31 Millionen Exemplaren, darunter mehr als 200 Übersetzungen aus anderen Sprachen. Allein während der beiden vergangenen Jahre wurden 120 Titel herausgebracht. Wir merken uns aus der Offerte des 88er Brockhaus-Buchjahrgangs vor: „In der Ostslowakei“, „Kraków – andere Heimat“ sowie der SOUVENIR-Kleinbildband „Newski-Prospekt“. Gleichfalls in Erstauflage erscheinen: „Abschied von der Jurte“ (Mongolei), sowie als verlegerischer Beitrag zu den ’89er Weltfestspielen: „In Korea“. Über ähnlich entfernte Reporterziele (die leider noch nicht im INTOURIST-Angebot stehen) berichten die Bücher „Kamtschatka“ und „Auf den Gletschern des Pamir“, die in zweiter Auflage herauskommen. Und wie wär’s mit einem weitergehenden Ausblick? Als Tips auf vorbereitete Brockhaus-Reisebücher notieren wir diese Themen und Reiseziele: „Baltische Sowjetrepubliken“, „Rund um Prag“, „Balaton“, „Bulgarische Berge“, „Böhmerwald“, „Im Donaudelta“ sowie „Land unter der Tatra“, die drei letzteren als Nachauflage. Viel (Lese-)Vergnügen im Sessel vorm Reisen… oder anstatt … oder danach!

Helmuth Pelzer

Touristischer Bücherservice

„Ich habe nichts aus meiner Phantasie Geschöpftes hineingebracht, nichts, was nach Schreibstube schmeckt und nach Studierlampe riecht…, sondern ich beschränke mich darauf, allein das zu beschreiben, was entweder neu oder von anderen nicht gründlich und unvollständig überliefert ist…“ Diese Maxime, 1709 von Engelbert Kämpfer in seinen „Betrachtenswerten Ansichten fremder Länder“ zu Papier gebracht, stellte Richard Christ seiner Reise „Um die halbe Erde in hundert Tagen“ als Motto voraus. Gute Reiseliteratur, in der dieser hohe Anspruch an Originalität und Wirklichkeitsnähe umgesetzt wurde, bietet dem Reiselustigen doppelten Vorteil… Freilich kann kaum jemand alle Reisebücher im eigenen Bücherschrank haben. Wozu auch? Bibliotheken machen es Touristen leicht, das Gewünschte zu finden. Eine empfehlende Bibliographie der Berliner Stadtbibliothek zum Beispiel weist auf 36 Seiten rund 400 Titel über die UdSSR, Polen, ČSSR, Ungarn, Rumänien und Bulgarien aus, ausschließlich Literatur, die seit 1975 in Neu- oder Erstauflagen erschienen ist. Die in den Bibliotheken griffbereiten Bücher – vom wissenschaftlichen bis zum schöngeistigen Werk, vom Reiseführer zu einzelnen Städten bis zur Gesamtdarstellung einer ganzen Region, von Bildbänden bis zu Sprachführern – werden breit gefächerten Interessen gerecht. FW-Testfrage in der Stadtbezirksbibliothek Berlin-Mitte: „Was würden Sie dem Mittelasien-Besucher empfehlen?“ Frau Berger: „Zumindest diese Titel: ‚Touristenzentren Usbekistans‘ vom Moskauer Planeta-Verlag; ‚Ruinen und Städte im Sandmeer‘ von Hrabowski und Ludwig; Renner-Selic: ‚Abseits der großen Minarette‘ und von Brockhaus ‚Unter dem Himmel von Choresm‘, die Reisebeschreibung eines Ethnologen.“ Nur eins kommt im breiten Bücherangebot zu kurz: das Wetter. Doch wer aus Mitteleuropa in die unterschiedlichen Klimazonen Eurasiens reist, muß sich rechtzeitig überlegen, was er an Kleidung in den Koffer packt. Hier könnten die Verlage eine Lücke schließen. Oder auch unser Reisebüro sein Interesse anmelden. Die Jahr um Jahr an FREIE WELT gerichteten Briefe mit tausend Fragen zum Wetter sprechen dafür.

Volker Hempel

Dauer-Spaß in Petershof (aus dem Bildband „Leningrad“; Brockhaus-Verlag, 1985)

Umgeblättert

Reiseländer aktuell – Neues auf einen Blick, Zeitungen und Zeitschriften von sozialistischen Partnerländern aus dem Angebot des Postzeitungsvertriebes: 20 von ihnen sind illustrierte Journale, die in deutscher Sprache erscheinen. Vier davon widmen sich touristischer Thematik: „Reise in die UdSSR“, „Ferien in Bulgarien“, „Ferien in Rumänien“ sowie „Willkommen in der Tschechoslowakei“.

Reisen ist doch nütze sehr…

Klassische Reisetips

Das Reisen
ist doch nütze sehr;
man lernt,
was man nicht konnt vorher.
Johann Fischart

✦

Jeder hat auf Reisen seine Sicht,
aber nicht jeder sieht etwas.
Bruno Winawer

✦

Statt einen Scheffel Salzes mit einem Freund zu essen, braucht man nur sechs Meilen mit ihm zu reisen.
Jean Paul

✦

Recht lustig sei vor allem,
Wer’s Reisen wählen will.
Joseph Freiherr v. Eichendorff

✦

Die beste Bildung
findet ein gescheiter Mensch
auf Reisen.
Johann W. von Goethe

✦

Wenn man lange genug wartet, wird schönes Wetter.
Japanisches Sprichwort

✦

Wandern, sich abmühen,
klettern, rutschen,
klimmen, herausholen,
was in einem Körper drinsteckt,
auch das ist Reisen.
Kurt Tucholsky

✦

Das größte Vergnügen einer Reise ist das Wunder der Heimkehr. Es verklärt die albernsten Menschen und die nichtigsten Dinge.
Stendhal

✦

Das Beste, was man von einer Reise mit nach Hause bringen kann, ist eine heile Haut.
Altpersisches Sprichwort

Aus: „Reisen ist doch nütze…“/Erfahrungen und Empfehlungen von Seneca bis Knigge; aufgeschrieben von Wolfgang Polte, Tourist-Verlag, 1987

FW-Reproduktionen (7); Redaktion: V. Hempel

Wladimir Gall, im Großen Vaterländischen Krieg Mitarbeiter der Politabteilung der 2. Panzerarmee der Roten Armee, Philologe, hervorragender Kenner der deutschen Sprache und Literatur, Freund Konrad Wolfs, wird nach Kriegsende Kulturoffizier der SMAD (Sowjetische Militäradministration in Deutschland) in Halle. Zweieinhalb Jahre lebte und arbeitete er in der damaligen Provinz Sachsen-Anhalt. „Mein Weg nach Halle" nannte Gall sein Buch, das im Militärverlag der DDR erscheint.

Das Ferkel im Kofferraum

Am 10. Juli 1945 ließ mich General Kalaschnik zu sich kommen und sagte zu mir: „General Kotikow ist in Halle eingetroffen. Er will heute wichtige Verhandlungen führen und hat mich gebeten, ihm für einige Stunden einen Offizier zur Verfügung zu stellen, der sehr gut deutsch spricht. Da Genosse Wolf noch nicht aus Berlin zurück ist, gehen Sie zu General Kotikow. Er wohnt in der Paulusstraße."

Ich fand die Straße und die Villa schnell. Als ich mich vorschriftsmäßig melden wollte, winkte der Generalmajor freundlich ab, reichte mir die Hand und sagte: „Nehmen Sie bitte Platz, Genosse Gall. Michail Charitonowitsch hat mich schon telefonisch wissen lassen, daß Sie kommen. Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie mir heute helfen wollen. Ich danke Ihnen dafür."

Für mich dachte ich: Was heißt „nett" und „wollen"? Ich tue es doch nicht aus Gefälligkeit, sondern immerhin auf Befehl meines Vorgesetzten.

Ich spürte, die weichen, zivilen Manieren des Generals waren nicht gestellt, sondern echt und natürlich. Auch sein Äußeres war einnehmend und sympathisch. Das silbergraue Haar verlieh ihm eine gewisse Würde, obwohl er noch gar nicht so alt war, erst Mitte Vierzig. Am tiefsten beeindruckten mich jedoch seine Gescheitheit und Herzlichkeit. Die Schriftstellerin Galina Nikolajewa hat in ihrem Roman „Schlacht unterwegs" das Wort geprägt: „Es gibt zwei Kategorien von Menschen, die von Amts wegen gewinnend sein sollten: Filmschauspieler und Parteiarbeiter." General Kotikow war bereits vor dem Krieg solch ein „gewinnender" Parteiarbeiter, der es verstand, Menschen zu gewinnen, zu überzeugen, zu begeistern und mitzureißen.

Die Suche nach einem Präsidenten

General Kotikow ließ mich Platz nehmen und fragte: „Sie wissen wohl, daß ich von Marschall Shukow hier als Chef der SMA eingesetzt worden bin?"

Ich bejahte; der General fuhr fort: „Der erste Auftrag, den ich von ihm erhielt, ist sehr schwierig. Ich soll geeignete Kandidaten für das Amt des Präsidenten und der Vizepräsidenten der Provinzialverwaltung ausfindig machen. Das müssen anständige, ehrliche und tüchtige Menschen sein, die nicht durch eine faschistische Vergangenheit belastet sind. Ja, leicht wird uns das wohl nicht fallen.

Heute fahren wir nach Merseburg, um einen gewissen Doktor Hübener kennenzulernen. Er war vor dreiunddreißig Landeshauptmann der Provinz Sachsen und wurde von den Faschisten zwangspensioniert. Vielleicht kommt er als Präsident in Frage. Genosse Bernard Koenen hat mich auf ihn aufmerksam gemacht."

In diesem Augenblick trat ein mir unbekannter Mann mit schmächtigem, asketischem Gesicht ins Zimmer. Der General rief erfreut aus: „Wenn man den Esel nennt, kommt er gerennt! Aber nichts für ungut! Unser Genosse Koenen ist ein großartiger Mensch!"

Der General erhob sich, ging auf den Eingetretenen zu, drückte ihm freundschaftlich die Hand und führte ihn zu mir.

„Machen Sie sich bekannt, Genossen!"

Ich hatte schon früher von Robert Siewert viel über Bernard Koenen gehört und wußte, daß der in Hamburg geborene Metallarbeiter seit seiner Jugend aktiv zunächst in der SPD und später in der KPD gegen Reaktion und Krieg gekämpft hatte. Auf Beschluß seiner Partei war er 1933 in die Sowjetunion emigriert und erst vor kurzem zurückgekehrt. Ich freute mich, ihn persönlich kennenzulernen.

Bald darauf kamen fünf Offiziere, die ich ebenfalls noch nicht kannte. Als der General sie mir vorstellte, sagte er: „Das sind vorläufig alle, die ich in der SMA habe."

Wir verließen die Villa und stiegen in die Autos, die schon mit angelassenen Motoren im Hof standen. Genosse Bernard Koenen und mich nahm der General in seinem Packard mit. Bald hatten wir Merseburg erreicht.

Dr. Hübener hatte seinen Sitz im Schloß. Vor dem Gebäude stand ein großer Käfig, hinter dessen Gittern wir zu unserer Verwunderung einen steinalten Raben erblickten. Das mutete uns recht mittelalterlich an. Später erfuhr ich, daß Merseburgs Wappentier ein Rabe mit einem goldenen Ring im Schnabel ist und sich eine Sage um dieses Tier rankt.

Das Gespräch, das General Kotikow mit Dr. Hübener führte, wurde zunächst von einem der fünf Offiziere gedolmetscht, der wohl erst kurz vor Kriegsende das Fremdspracheninstitut absolviert hatte. Das Gespräch war sehr kompliziert zu übersetzen. Es enthielt viele Termini aus dem Wirtschafts- und Verwaltungswesen. Der Leutnant stürzte sich mutig in dieses Meer von Begriffen, die ihm gewiß auch in seiner Muttersprache nicht allzu geläufig waren. Zunächst dolmetschte er ziemlich flott, dann verlangsamte er das Tempo, stockte und verstummte schließlich. Es entstand eine peinliche Pause. Dr. Hübener sah erstaunt auf. General Kotikow runzelte unzufrieden die Stirn. Der Leutnant sah mich flehend an. Natürlich half ich ihm aus der Patsche und sprang für ihn ein.

Mir gefiel dieser Dr. Hübener. Gewiß, er war ein bürgerlicher Beamter mit Vorurteilen und verworrenen Auffassungen. Aber ich merkte sofort, daß er ein gewissenhafter, ehrlicher und anständiger Mann war, der den Faschismus haßte und seinem Volk nach Kräften dienen wollte. Trotz seines Alters schien er energisch zu sein und glänzende organisatorische Fähigkeiten zu besitzen.

Erst gegen Abend fuhren wir aus Merseburg nach Halle zurück. General Kotikow nahm wieder Genosse Bernard Koenen und mich in seinem Packard mit. Während der Fahrt schwieg er zunächst, in Gedanken versunken. Dann sagte er: „Ich werde wahrscheinlich Marschall Shukow diesen Doktor Erhard Hübener als Präsidenten der Provinz vorschlagen. Er scheint dafür geeignet zu sein."

Danach wandte er sich ohne Übergang an mich: „Und Sie, Genosse Gall, nehme ich zu mir in die SMA als Leiter der Abteilung für Kultur und Zensur. Morgen früh spreche ich darüber mit Michail Charitonowitsch."

So konnte ich meine Hoffnung auf baldige Rückkehr nach Moskau – wie man im Deutschen ein wenig dramatisierend sagt – „zu Grabe tragen". Ein neues Kapitel in meinem Leben begann. Dabei hatte ich noch Glück im Unglück: Konrad Wolf, der inzwischen seine Arbeit bei der „Berliner Zeitung" beendet hatte und nach Halle gekommen war, wurde auch zur SMA abkommandiert, und zwar in meine Abteilung. Ich wurde jetzt also sein Chef. Aber unser Verhältnis war nicht das eines Vorgesetzten und eines Unterstellten, sondern wir blieben nach wie vor unzertrennliche Freunde.

Am 16. Juli bat General Kotikow mich, ihn nach Berlin-Karlshorst zu begleiten. Die inzwischen für das Präsidium der Provinz ausgewählten Kandidaten: Dr. Hübener als Präsident, Robert Siewert als 1. Vizepräsident und Ernst Thape, Professor Dr. Hülse und Willy Lohmann als Vizepräsidenten sollten Marschall Shukow vorgestellt und von ihm bestätigt werden.

Der Marschall empfing uns in seinem Amtssitz in Karlshorst. Freundlich und sachlich unterhielt er sich mit allen Kandidaten, erklärte abschließend, daß er sie in ihren Funktionen bestätige und ihnen viel Erfolg wünsche.

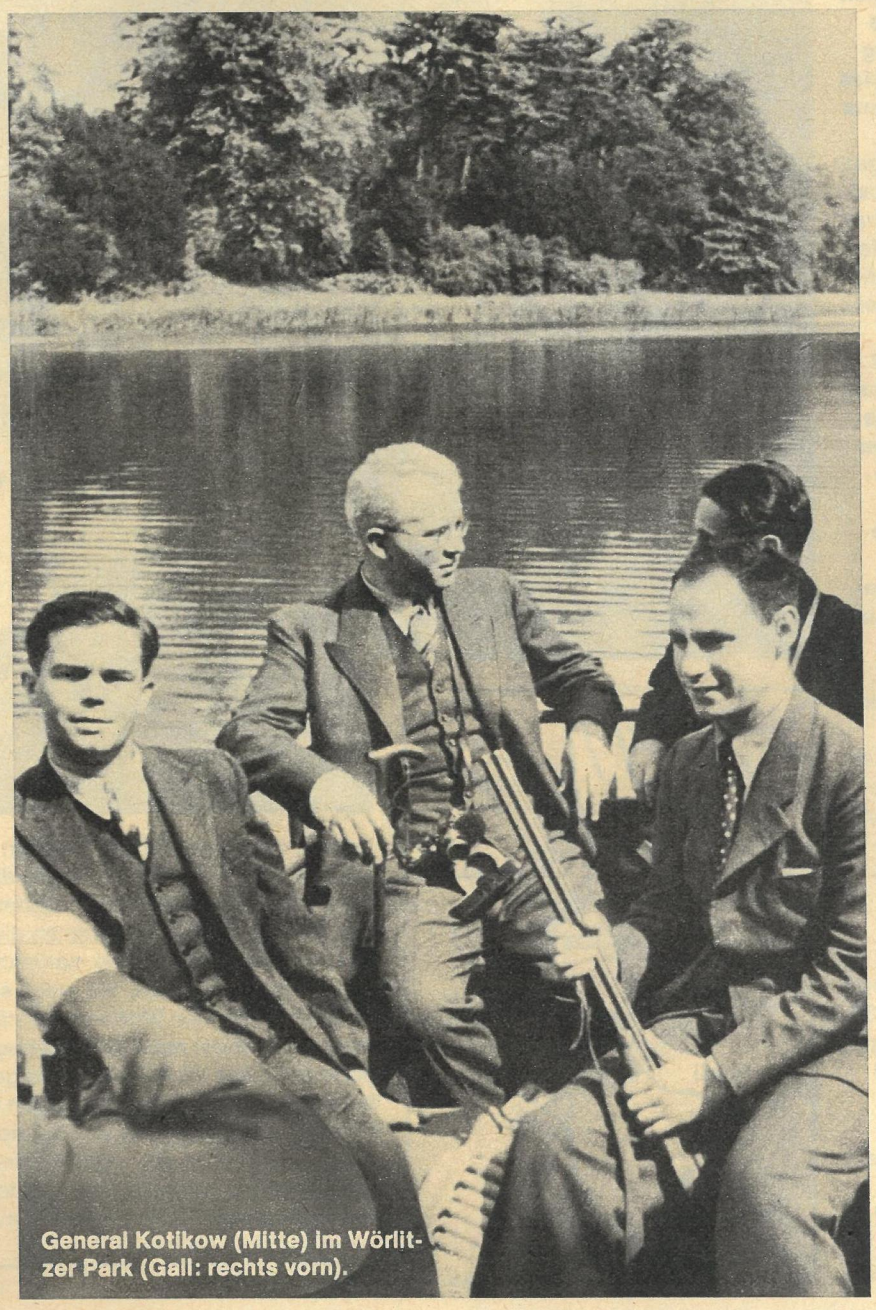
In der Provinz Sachsen-Anhalt wurde am 11. Juni die KPD, am 1. Juli die SPD, am 11. Juli die LDPD und am 22. Juli die CDU gegründet. Jede von diesen Parteien gab in Halle eine Zeitung heraus. Am 25. Juli erschien die erste Nummer der „Volkszeitung" als Organ der KPD für die Provinz Sachsen. Als Leiter der Kultur- und Zensurabteilung half ich mit, sie aus der Taufe zu heben. Redaktion und Druckerei wurden im Gebäude des ehemaligen „Generalanzeigers" untergebracht. Zum Chefredakteur wurde Peter Florin berufen.

In den darauffolgenden Monaten erschienen in Halle die ersten Nummern des SPD-Organs „Volksblatt" (am 6. September 1945) und der „Liberal-Demokratischen Zeitung" (1. Januar 1946). Damit erweiterte sich unser Arbeitspensum, denn alle diese Zeitungen mußten zensiert werden. Dazu kam noch die immer mehr anschwellende Flut von Büchern, Broschüren, Be-

kanntmachungen sowie die unzähligen Inserate von Parteien, Massenorganisationen, Geschäftsleuten und Privatpersonen, die wir zu genehmigen hatten.
Auch Theaterstücke und Filme mußten von uns zur Auf- beziehungsweise Vorführung freigegeben werden. Alles wollte aufmerksam gelesen oder angesehen sein.
In den Sprechstunden empfingen wir unzählige Besucher, die mit ihren Druck- und Theaterangelegenheiten kamen. Abends gingen wir in die Zeitungsredaktionen. Ich verbrachte die meisten Nächte bei der „Volkszeitung".
Erst im Morgengrauen, als aus der Rotationsmaschine taufrische, nach Druckfarbe riechende Zeitungsblätter flogen, ging ich, taumelnd vor Müdigkeit, nach Hause. Ich wohnte am Steintor, nahe dem SMA-Gebäude.
Einmal, als ich so im Halbschlaf in meinem Zimmer lag, hörte ich, wie im Korridor die Untermieterin zur Hauswirtin sagte: „Frau Becker, der Iwan hat heute wohl wieder mal bis zum frühen Morgen gezecht. Nun schläft er seinen Rausch aus."
Das war aber ein feines „Zechen"! So was würde man seinem schlimmsten Feind nicht wünschen.
Natürlich konnte mich der viel zu kurze, unruhige Schlaf nach der „durchzechten" Nacht in der Redaktion nicht erfrischen. Dennoch kam ich rechtzeitig, wenn auch mit Kopfsausen ins Büro. Vor der Tür meines Arbeitszimmers stand dann schon immer eine Schlange, denn je mehr sich das politische und kulturelle Leben entfaltete, um so breiter wurde der Besucherstrom in unserer Abteilung.

Hermann Abendroth dirigiert

Das kulturelle Leben kam immer mehr in Schwung. Zu den ständigen Freilichtaufführungen im Hof der Burg Giebichenstein gesellten sich noch Veranstaltungen und Operettenaufführungen in der Saalschloß-Brauerei.
Hier erlebten die Hallenser am 25. August 1945 ein gewissermaßen historisches Ereignis. Die KPD hatte eine Gedenkfeier für die vor einem Jahr von den Faschisten ermordeten Genossen Ernst Thälmann und Rudolf Breitscheid vorbereitet. Das Orchester des damaligen Stadttheaters hatte seine Mitwirkung zugesagt, verfügte aber über keinen Dirigenten. Da kamen einige Genossen auf die Idee, den in Weimar lebenden weltberühmten Hermann Abendroth zu bitten, die Leitung des Orchesters an diesem Abend zu übernehmen. Das Unerwartete geschah; er sagte zu. Mit einem – o Wunder! – ohne Panne durchhaltenden Auto holten die Genossen den großen Künstler nach Halle. Er stand dann im Saalschloß zum erstenmal seit dem Zusammenbruch des Faschismus wieder am Dirigentenpult. Es war ein tiefes Erlebnis für Zuhörer und Musiker.
Leider war es mir nicht sehr lange vergönnt, bei Alexander Georgijewitsch Kotikow Dienst zu tun. Denn im Februar 1946 vollzog sich seine „Wachablösung": General Kotikow wurde Stadtkommandant von Berlin.
Einige Tage vorher bat er mich zu sich. In seinem Arbeitszimmer sah ich neben ihm einen anderen Generalmajor sitzen. Kotikow stellte mich ihm vor.
Der General reichte mir die Hand und nannte dabei seinen Namen: „Schljachtenko".
Ja, es war der neue Chef der SMA für die Provinz Sachsen-Anhalt. Ich hatte gedacht, mit der Abreise General Kotikows wäre meine offizielle Funktion als persönlicher Berater zu Ende. Doch schon bei dieser ersten Begegnung sagte General Schljachtenko freundlich lächelnd zu mir: „Ich bitte Sie, Genosse Gall, auch mir mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und bei den wichtigsten Gesprächen zu dolmetschen."
Äußerlich war Schljachtenko nicht so einnehmend wie Kotikow. Er war auch wortkarger und trockener im Umgang mit den Menschen. Doch genau wie Kotikow war er ein erfahrener Parteiarbeiter und Politoffizier und wollte der Bevölkerung von Sachsen-Anhalt beim Aufbau einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung helfen, wo er nur konnte.
Am 30. April 1946, also am Vorabend des Internationalen Kampftages der Arbeiterklasse, führten die Städtischen Bühnen Friedrich Wolfs Schauspiel „Doktor Wanner" auf. Ich freute mich aus zwei Gründen darüber. Erstens gefiel mir dieses Theaterstück, in dem der Autor sehr plastisch und spannend eine Episode aus dem antifaschistischen Widerstandskampf in Deutschland darstellt.
Zweitens bot mir die bevorstehende Premiere die willkommene Gelegenheit, endlich den Mann kennenzulernen, den ich schon so lange als mutigen Kommunisten und hervorragenden deutschen Schriftsteller verehrte und der dazu der Vater meines besten Freundes war.
Zu den Autoren, deren Stücke an Theatern in Halle inszeniert wurden, gehörte auch Dr. Hübener; jawohl, der Präsident der Provinz Sachsen-Anhalt. Dieser musterhafte Staatsbeamte war künstlerisch vorbelastet. Er hatte sich früher – nicht ohne Erfolg – als Bühnenschriftsteller betätigt. Gewiß, er war weder ein Goldoni noch ein Molière, aber seine Komödien waren wirklich nicht schlecht. Eine von ihnen erblickte am 5. April 1947 im Thaliatheater das Licht der Welt: die Komödie „Richter und Korsar". Auf den Programmen und Plakaten stand allerdings nicht der Name des Autors, sondern als Pseudonym „F. J. Erhard" – aber alle wußten Bescheid. Es war sozusagen ein öffentliches Geheimnis.
Während der Vorstellung saß ich neben Hübener, und als am Schluß der Beifall einsetzte, gratulierte ich dem Autor, auch im Namen von General Schljachtenko, zum Erfolg seines Werkes.
Apropos gratulieren. Ein paar Monate früher suchte mich Robert Siewert inoffiziell auf, um sich mit mir in Ruhe von Genosse zu Genosse zu beraten.
„Genosse Gall, Sie wissen sicherlich, daß unser Alter am vierten August seinen fünfundsechzigsten Geburtstag hat."
Von allen Angehörigen der Provinzialverwaltung wurde der Präsident liebevoll, und natürlich insgeheim, „der Alte" genannt. „Man müßte ihn zu seinem Ehrentag auszeichnen. Aber wie, womit? Orden, Medaillen – so etwas gibt es ja nicht. Wir haben uns im Präsidium schon den Kopf zerbrochen, aber es ist uns noch nichts eingefallen. Vielleicht können Sie uns einen Rat geben."
Doch da war guter Rat wirklich teuer. Plötzlich blitzte in mir eine Idee auf.
Robert Siewert sprang erfreut auf, als ich mit meinem Einfall herausrückte...
Als ich am 4. August 1946 zu Dr. Hübener kam, um ihm im Namen der SMA zu gratulieren, teilte er mir hocherfreut die „Neuigkeit" mit: „Herr Gall! Heute früh habe ich die freudige Nachricht bekommen, daß mir die Universität Halle den Professorentitel verliehen hat."
Ich spielte den Ahnungslosen.
„Oh, Herr Präsident, ich bin angenehm überrascht. Gestatten Sie mir, die Geburtstagsgrüße durch ebenso herzliche Glückwünsche zum Professor zu ergänzen."
General Schljachtenko beschränkte sich nicht auf die Übermittlung von guten Wünschen. Im Kofferraum seines Wagens, in dem ich das Geburtstagskind aufsuchte, grunzte ein bildhübsches Ferkel. Ja, in jener Zeit war das sogar für einen Regierenden ein äußerst wertvolles Geschenk!


General Kotikow (Mitte) im Wörlitzer Park (Gall: rechts vorn).

Im nächsten Heft:
Die Nacht auf der Autobahn

Fotos: Militärverlag der DDR
Auszugsweiser Vorabdruck

Pirsch ohne Gewehr (7) Ende der Serie

Westkaukasischer Steinbock

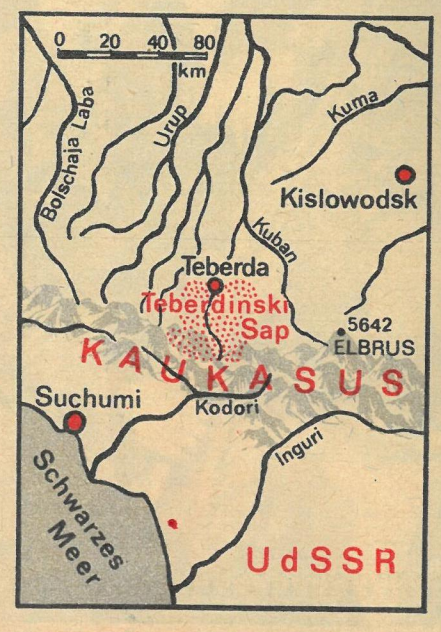
Naturschutzgebiet Teberda/Georgische SSR

Um die Jahrhundertwende notierte der deutsche Alpinist A. Fischer vom Oberlauf der Teberda: „Das Land erinnert mich sehr an die Westalpen, nur ist hier alles viel beeindruckender. Felsgipfel, Gletscher und Wälder … Auch Flora und Fauna sind reicher als alles, was ich jemals in den Alpen sah."

Im Jahre 1936 wurde der Einzugsbereich der Teberda zum staatlichen Schutzgebiet erklärt, 1958 kamen die oberen Täler am Großen Selentschuk hinzu. Das Reservat, der Teberdinski Sapowednik, befindet sich nördlich der Hauptwasserscheide des Kaukasus in 50 km Entfernung zum Elbrus. Mehr als drei Viertel des 83 400 ha umfassenden Territoriums liegen höher als 2000 m, eingeschlossen die höchsten Erhebungen des Westkaukasus, wie der Dombai Ulgen (4042 m). Präkambrische Granite, Gneise und kristalline Schiefer bestimmen das Profil der Grate und Steilwände, die Formen der steinernen Gipfel. Das jetzige Teberda-Flußtal wurde in der Würm-Eiszeit durch einen mächtigen Talgletscher modelliert; glattgeschürfte Wände sowie Moränen und Gletscherseen lassen sein Wirken noch immer erkennen.

Die Pflanzen- und Tierwelt des Reservates hat sich seit der letzten Eiszeit unter dem Einfluß zugewanderter Elemente aus den mittelasiatischen Steppen, aus Europa und dem Mittelmeerraum herausgebildet. Der Reichtum an endemischen, nur hier angesiedelten Arten des Pflanzenreiches und Relikten früherer Epochen beruht auf der Entstehungsgeschichte des Kaukasus an der Grenze zweier botanisch-geographischer Zonen. Heute kommen im Gebiet mehr als 1100 höhere Pflanzen vor, davon 186 endemische, drei ausschließlich in den Grenzen des Reservats. Die Tierwelt ist an ständigen Bewohnern mit 137 Wirbeltierarten vertreten (36 Säugetiere, 87 Vogelarten, 7 Reptilien, 4 Lurche, 3 Fischarten), hinzu kommen 80 durchziehende oder überwinternde Vögel. Zu den Großtieren gehören (außer dem Steinbock) Kaukasus-Gemse, Bär, Luchs und Wildkatze.

Dr. M. Freude (Text und Fotos)



Kavalier der Berge. Vor Jahrzehnten war der Westkaukasische Steinbock von der Ausrottung bedroht. Heute leben wieder über 3000 Exemplare in den alpinen Lagen des Schutzgebietes. Den Sommer über kommen die gewandten Kletterer nur selten unter 2500 m herab, natürliche Feinde haben Erwachsene nicht zu fürchten. Nur wenn sie im Winter tiefere Lagen aufsuchen, können Wolfsrudel gefährlich werden. Die Böcke tragen mächtige, nach innen gebogene Hörner. Zur Brunftzeit schlagen diese Waffen krachend gegeneinander. Es geht dabei im „Fairplay" stets Horn gegen Horn, niemals Horn gegen Körper. Nicht jeder wird ernst genommen. Entscheidend die Länge der Hörner, die von den Kämpen auf ein bis zwei Zentimeter genau (!) abgeschätzt werden kann. Kürzere Hörner disqualifizieren als Turnierpartner, verweisen von vornherein auf einen niedrigeren Rang.

Karte: Gottfried Knoch

Furioso aus dem Eimer

Das Leben ist nicht leicht? Ich bitte Sie, für wen wäre es denn leicht? Kennen Sie jemanden? Ich nicht. Ich wage sogar zu behaupten: Auch ein Baum hat's schwer. Da ist er herangewachsen, hat Nonnen und Borkenkäfer überstanden, entging Waldfrevlern und Wildverbiß. Und nun tritt er ins Mannesalter, und es überkommt ihn der Entscheidungsstreß: Was soll ich werden? Der Traum seiner Vorväter, dereinst als Mast eines stolzen Windjammers über die sieben Meere zu segeln, ist fast ausgeträumt. Hier jammert kaum noch was im Winde! Man könnte auch Bürosessel werden, denkt er, der Baum. Aber die haben einen so schlechten Ruf. Und dann hat er's: Ich werde Quirl – oder Geige! Naja, wenn er das Zeug dazu hat, warum nicht? Aber hat er's wirklich? „Nicht aus jedem Holz kann man Pfeifen machen", sagen die Bulgaren. „Und schon gar keine Geigen", fügt man in Kasanlyk, wo „Cremona", die einzige Geigenfabrik des Landes steht, hinzu. Also geht man auf die Suche, steigt zur Musterung ein paar Wochen in den Bergen umher. Denn auch der Balkanhimmel hängt nicht voller Geigen! Endlich: „Ja", sagt der Meister und tätschelt dem Naturkind zärtlich die Rinde, „aus dem könnte mal was werden!" – „Heute fallen – morgen fideln!" freut sich der Baum. Weil er nämlich noch sehr grün hinter den Ohren ist. Wenn er seine ersten zehn Jahre nackt und bloß auf dem Trockenplatz hinter sich hat, weiß er's besser: Trocknen ist die erste Baumespflicht! Und dann kommt der Tag, da das Schicksal – nunmehr mit erheblich höherem Schrittmaß – seinen Lauf nimmt. Brett für Brett kommt unser Träumer aus dem grünen Hain unter die Säge, Schablonen werden ihm aufgelegt, ein scharfes Messer fährt ihm ins Mark, und wenn der Spatel seine Millimeterarbeit vollbracht hat, ist das schon eine recht gesicherte Perspektive für den guten Ton. Soweit es an der Geige liegt...

Als Dimiter Georgiew, der im deutschen Markneukirchen das Geigenbauerhandwerk erlernte, 1924 hier in Mittelbulgarien in einer kleinen Werkstatt seine ersten Geigen baute, schrieb er mit urwüchsigem Selbstbewußtsein „Cremona" auf das Firmenschild. Bis dahin kannte man Cremona vornehmlich als Heimatstadt der großen Klassiker des Geigenbaus – Amati und Stradivari. Inzwischen wissen nicht nur die Geigenbauer und Künstler, die sich im vergangenen Dezember zum 2. Internationalen Wettbewerb für Violinen und Violen in Kasanlyk trafen, daß sich das italienische Cremona seiner bulgarischen Schwester durchaus nicht zu schämen braucht.

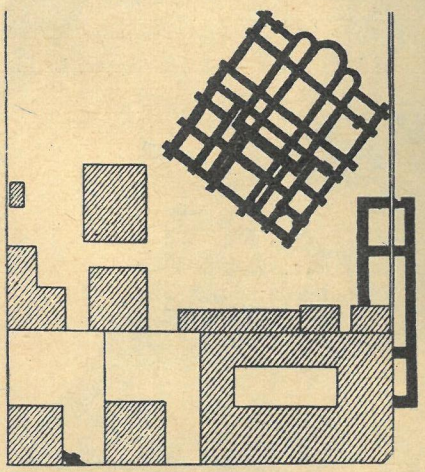
Doch schauen wir der Metamorphose vom Naturburschen zur Königin der Instrumente noch ein bißchen zu. Täglich wird der einstige Rohling nur edler, strahlender. Reiche Intarsien, Nußbaumfurnier, blitzende Metalleinlagen zieren seinen Körper. Schon leuchtet er in einem warmen, braunen Lackmantel. Viele Stunden hat der Altmeister mit der Hand sorgsam lackiert (nicht etwa gespritzt), denn unser Baum wird keine Kinder- und auch keine Orchestergeige. Er wird Meistergeige! Und nun will der Baum, der zur Geige wurde, endlich sein ganzes Glück in die Welt hinausjauchzen. Aber ihr Partner, der ihr einst kosend und leidenschaftlich über die Saiten streichen soll, liegt noch im Eimer. Und erst mit ihm, dem Bogen, kann sie brausen wie das Meer, tirilieren wie ein Vogel, rauschen wie ein Baum im Walde. Bis zuletzt aber quält sie eine Sorge: Wird mich auch der rechte Künstler in die Hand nehmen? Wenn nicht – wäre ich doch lieber ein gepflegter Quirl geworden... Und nun sagen Sie selbst: Hat's ein Baum vielleicht leichter als Sie?

Karin Kopp (Text)
Hannes Schreiber (Fotos)

Es war einmal ein Mönch namens Nestor, der lebte zu Beginn des 12. Jahrhunderts im berühmten Höhlenkloster von Kiew. Und da er, außer zu beten, nichts anderes zu tun hatte, machte er sich daran, ein Buch zu schreiben. Er vertiefte sich in eine alte Handschrift des 11. Jahrhunderts, forschte in Nowgoroder und Kiewer Chroniken, studierte byzantinische Vorbilder, denn er hatte den Ehrgeiz, das erste Geschichtswerk über den altrussischen Staat, die Kiewer Rus, zu verfassen. So entstand „Die Erzählung von den vergangenen Jahren, woher das russische Land seinen Anfang nahm, wer in Kiew zuerst zu herrschen begann." Das kostbare Original dieser Handschrift, kurz Nestor-Chronik genannt, ist heute im Museum des Höhlenklosters zu bewundern. Nestor war ein gewissenhafter Mann, der die Wahrheit suchte. Dennoch zeichnete er nicht immer das wirkliche Geschehen auf, sondern auch jene ihm mündlich überlieferten Legenden, die unbekannte „Augenzeugen" von Personen und Ereignissen erzählt hatten. Legenden, Märchen, Sagen enthalten jedoch auch einen rationalen Kern und geben Geisteshaltung und Vorstellungswelt ihrer Autoren wieder. Der Verfasser „Der Erzählung von den vergangenen Jahren" war Christ; die heidnische Vergangenheit lag für ihn in mythischer Dunkelheit und Barbarei, die Gegenwart aber im Licht der Lehre Christi, eines besseren Lebens. Die Gegenwart begann nach dieser Chronik bereits etwa 150 Jahre vor ihrer Niederschrift – genau um 988 an den Ufern des Dnepr, wo etwas geschah, was eben jene Finsternis bis in die Tage des Chronisten und in die unendliche Zukunft hinein erleuchtete. Erleuchtung des Geistes durch das aus dem griechischen Byzanz kommende Christentum bedeutete Überwindung des alten heidnischen Aberglaubens und barbarischer Sitten, bedeutete aber auch Begründung einer neuen menschlicheren Gesittung, einer im Vergleich zur Urgesellschaft fortgeschritteneren sozialen und staatlichen Ordnung.

Es war einmal ein kühner normannischer oder, wie die Russen sagen, warägischer Seefahrer, der landete, aus seiner Heimat Skandinavien kommend, mit seinem Gefolge an den Gestaden des Baltischen Meeres. Er schloß mit den Nowgoroder Slawen einen Vergleich, ließ sich in der alten russischen Handelsstadt nieder und begründete dort die russische Dynastie der Rurikiden. Für Nestor bedeutet der Beginn der Herrschaft des legendären Warägerfürsten Rurik im Jahre 862 die Anfänge des altrussischen Staates.

Aber schon vorher, im Laufe des 6. Jahrhunderts, formierten sich die Ostslawen in Stammesverbänden und Teilfürstentümern. Ein Verwandter Ruriks, Fürst Oleg, zog etwa zwanzig Jahre später nach der vom sagenhaften Fürsten Ki bereits im 5. Jahrhundert angelegten Stadt und Festung Kiew am Zusammenfluß vieler Flüsse mit dem Dnepr. Dieser drittgrößte Strom Europas war von altersher Teil eines bedeutenden Handelsweges, der die Ostsee mit dem Schwarzen Meer, Skandinavien und das Baltikum mit dem reichen und mächtigen Byzanz verband. Der Glanz einer jahrhundertealten hohen Kultur, der geistige und politische Einfluß jenes weltbeherrschenden oströmischen Imperiums, dessen Kernland Griechenland war, zogen Waräger wie Slawen in ihren Bann. Im Handelsverkehr mit dem byzantinischen Kaiserreich spielte die Stadt auf und an den Hängen des Dnepr eine Schlüsselrolle. Der Kriegsheld Oleg besiegte die hier residierenden Fürsten des ostslawischen Stammesverbandes der Poljanen, Askold und Dir, und machte Kiew zur Hauptstadt eines ersten russischen Einheitsstaates. In dreißig Jahren sammelte er die ostslawischen Stämme unter seiner Fahne, gründete Handelsstädte und Militärstützpunkte und führte Steuern ein. Er kämpfte gegen die räuberischen Nomaden der südrussischen Steppen, zog gegen das mächtige Byzanz zu Felde und heftete schließlich zum Zeichen des Sieges seinen Schild an die Tore der byzantinischen Hauptstadt Konstantinopel. Auch die Gestalt Olegs ist eine Legende mit rationalem Kern, deren sich die Dichter bemächtigt haben. Allen voran Puschkin, der ihn in seinem Ge-



Grundriß der ersten Steinkirche in Kiew, erbaut 989–996, die Fürst Wladimir stiftete und deren Fundamente vor einigen Jahren freigelegt wurden. Um sie herum entstanden die Paläste der Wladimir-Stadt (oben). Die Söhne Wladimirs, Boris und Gleb, erste Märtyrer und Heilige der russischen Kirche (rechts oben). Kiew, die Unterstadt der Händler und Handwerker am Fuße des Wladimir-Hügels und die obere Stadt des Fürsten und der Bojaren auf den Bergen des Dnepr (rechts).

Was geschah 988?

Vor tausend Jahren begann mit der Christianisierung der Kiewer Rus ein neuer Abschnitt in der Geschichte des russischen Volkes.

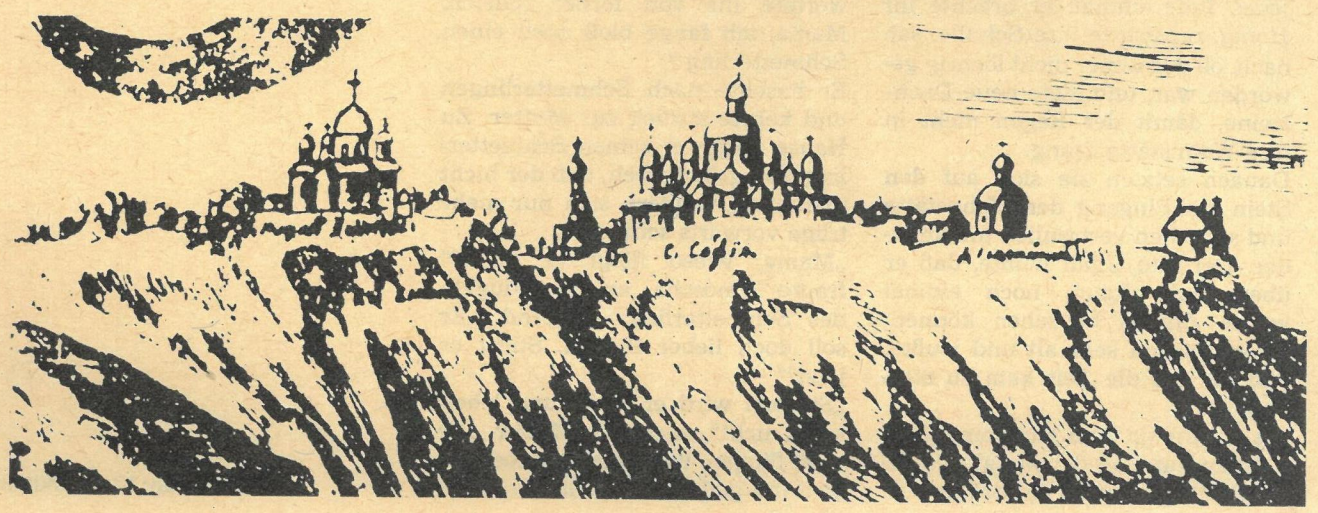
Wladimir I. der Heilige auf Pilgerfahrt, aus der Vita der heiligen Boris und Gleb (oben).

dicht „Der Schild Olegs“ besingt, in dem er das inzwischen türkische, bis ins 19. Jahrhundert Rußland bedrohende Konstantinopel an den gewaltigen Kriegshelden Oleg erinnert, der einst die hochmütigen Kaiser von Byzanz zwang, Frieden und einen günstigen Handelsvertrag zu schließen, und den Russen Tribut in Höhe von umgerechnet 7 Millionen Rubel zu zahlen.

Es war einmal ein Fürst, der hieß Igor. Der Chronist behauptet, er wäre ein Sohn Ruriks gewesen. In dem berühmten, zur Zeit der Nestorchronik von einem unbekannten Autor verfaßten „Lied von Igors Heerfahrt“ erscheint dieser Fürst als ein großer Heerführer und Recke gegen Byzanz. Obwohl er mit zehntausend Schiffen und 400 000 Soldaten anrückte, war er nicht so glücklich wie sein Vorgänger Oleg. Seine Flotte erlag dem „griechischen Feuer“, er selbst entkam mit einigen wenigen Schiffen. Nach einer kurzen Atempause rüstete er erneut gegen die Griechen. Diesmal war ihm ein, wenn auch bescheidener, Erfolg vergönnt. Aber bald darauf erschlugen ihn, quasi vor der eigenen Haustür, benachbarte Slawen, die sich gegen die zunehmende Unterdrückung durch die Feudalherren auflehnten.

Igors Witwe Olga, eine kluge Frau, die bereits das Christentum angenommen hatte, wußte das Einigungswerk ihres kriegerischen Mannes mit hauptsächlich friedlichen Mitteln fortzusetzen. Einer der Enkel Igors und Olgas, Wladimir Swjatoslawitsch, siegte mit Hilfe der Waräger im heftigen Thronstreit mit seinen raff- und machtgierigen Brüdern und wurde Alleinherrscher in der Kiewer Rus. Mönch Nestor und alle späteren Chronisten verwenden viel Raum für die Schilderung seiner Regierungstätigkeit. Nicht zu Unrecht. Denn wie kein anderer Feudalherr vor ihm verstand er die Zeichen der Zeit. Er erkannte, daß die mit kriegerischer Gewalt herbeigeführte äußere Einheit des Reiches einer inneren Einheit mit Hilfe eines einzigen Glaubens an einen einzigen Gott dringend bedurfte. Hierfür taugten die vielen heidnischen Kulte und Stammesgötter nicht. Sie hatten ausgedient. Es mußte eine Religion her, die der Macht des Herrschers göttlichen Ursprung zuerkennt, der Festigung der feudalen Ordnung und der Autorität des Staates diente. Diese Religion war die neue christliche Lehre in ihrer aus Byzanz eingeführten griechisch-orthodoxen Form. Sie entsprach den sich im altrussischen Feudalstaat mehr und mehr durchsetzenden Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnissen.

Es war einmal ein Heiliger. Hoch über dem Dnepr steht er in Bronze mit einem Christenkreuz in der Hand. Wladimir I. der Heilige. Es spricht für seinen politischen Verstand, daß er sich für die Wahl des rechten Glaubens Zeit ließ. Er dachte an ein vereinheitlichtes Heidentum, er prüfte den Islam, die Gesetze des Mosaismus, die Dogmen und Riten der römischen Katholiken. Dann jedoch, so die Chronik des Laurentius, berichteten ihm seine Sendboten vom feierlichen Gottesdienst in der Hagia Sophia genannten Hauptkirche von Konstantinopel. Sie schilderten die Pracht des riesigen Domes, erzählten vom Glanz der Tausende von Kerzen, von den farbenfrohen Gewändern und der Schönheit des Chorgesanges. Und sie waren so überwältigt, daß sie nicht mehr wußten, „ob sie noch auf der Erde oder schon im Himmel sind“. Da fragte Wladimir seine Bojaren: „Wo also lassen wir uns taufen?“ Und die Bojaren antworteten: „Dort, wo es dir gefällt!“ Der Fürst aber rief seine heidnischen Slawen zur Taufe an den Dnepr. Das Volk eilte mit „Freude und Jubel“ herbei, teilt die Chronik emphatisch mit. An diesem Tag wurden alle Götzenaltäre geschleift. Das Standbild des furchteinflößenden Donnergottes Perun ließ man an einen Pferdeschwanz binden und zum Fluß schleppen. Es gibt aber Berichte, nach denen viele Bewohner der Stadt den alten Götzen noch lange nachtrauerten. Der neue Glaube würde, wie sie meinten, ihr Leben nicht verbessern. Denn in dem Maße, wie sich die feudalen Verhältnisse stabilisierten, verschlechterte sich die Lage der Bauern, wurde die Unterdrückung des Volkes spürbarer. Kirchen und Klöster entwickelten sich nun selbst zu reichen Landbesitzern und Feudalherren. Nestor und andere Chronisten rühmten Wladimir als einen Heiligen, die Historiker unserer Zeit sehen in ihm einen Mann, der ein Tor öffnete zur Welt. *Helmut Zemke*



Illustrationen: Archiv

Andrej Platonow

Der bunte Schm

Der Erfinder und Techniker Andrej Platonow (1899–1951) erkannte bereits sehr früh in den zwanziger Jahren, daß große Ideen mit dem Verständnis für die natürlichen Bedingungen und das einfache Leben, daß wissenschaftlich-technischer Fortschritt mit Umweltbewußtsein und Humanität gepaart sein müssen. Seine Erzählungen, in denen sich die Widersprüche der Epoche ungewöhnlich hellsichtig und auf eigene, metaphorische poetische Art aufzeigen, wurden zu seiner Zeit oft mißdeutet und verurteilt, konnten meist erst aus später Erkenntnis in ihrer philosophischen Tiefe und psychologischen Genauigkeit verstanden werden. Mit „Die Reise des Spatzen" gibt Lola Debüser einen zweiten Erzählband der Platonow-Reihe des Verlages Volk und Welt heraus.

I

An der Küste des Schwarzen Meeres, da, wo die Kaukasusberge zum Himmel aufsteigen, lebte in einer steinernen Hütte eine alte Frau, Anissja geheißen. Die Hütte stand inmitten eines Blumenfeldes, auf dem Rosen wuchsen. Vorzeiten war hier auch schon ein Blumenfeld gewesen, und damals hatte Anissja in der Blumenzucht gearbeitet, jetzt aber arbeitete sie schon lange nicht mehr, sondern lebte in Rente und aß das Brot, das man ihr als einem geachteten alten Menschen aus dem Kolchos brachte. Nicht weit von dem Blumenfeld lag ein Bienengarten, und dort lebte, ebenfalls seit jeher, ein Imker, Großvater Uljan. Großvater Uljan erzählte jedoch, daß Anissja, als er noch jung war und hierher in den Kaukasus kam, schon damals eine alte Großmutter gewesen sei und niemand gewußt habe, wie alt sie war und seit wann sie auf der Welt lebte. Anissja selbst konnte es auch nicht sagen, weil sie es vergessen hatte. Sie erinnerte sich nur, daß zu ihrer Zeit die Berge jung und unbewaldet gewesen waren. So hatte sie es einmal einem Forschungsreisenden erzählt, und der hatte ihre Worte in seinem Buch abgedruckt. Aber auch der Forschungsreisende war längst gestorben und sein Buch vergessen.

Großvater Uljan besuchte Anissja jedes Jahr einmal; er brachte ihr Honig, reparierte ihre Schuhe, sah nach, ob der Eimer nicht löchrig geworden war, und legte neue Dachsteine, damit der Regen nicht in ihre Wohnstätte drang.

Danach setzten sie sich auf den Stein am Eingang der Wohnstätte und sprachen vertraulich miteinander. Der alte Uljan wußte, daß er übers Jahr kaum noch einmal würde Anissja besuchen können: Er war schon sehr alt und wußte, daß für ihn die Zeit kam zu sterben.

Als er Anissja zum letztenmal sah, fiel ihm auf, daß der Metallsteg ihrer Brille ganz dünn geworden war, schwächer als ein Faden, und jeden Augenblick zerbrechen konnte – er hatte sich mit der Zeit an Anissjas Nasenwurzel abgerieben. Da befestigte er den Steg mit Draht, damit die Brille weiter ihren Dienst tat und durch sie alles zu sehen war, was es auf der Welt gab.

„Tja, Großmutter Anissja, unser beider Lebensfrist ist nun ganz abgelaufen", sagte Uljan.

„Aber nein, meine ist nicht abgelaufen", versetzte Anissja, „ich habe hier eine Aufgabe, ich warte auf meinen Sohn. Solange er nicht zurück ist, muß ich leben."

„Na, so lebe", pflichtete Uljan ihr bei. „Für mich aber ist es Zeit."

„Wenn's für dich Zeit ist, wozu lebst du dann umsonst!" meinte Anissja. „Ich habe hier meine Aufgabe, aber was willst du noch?"

„Aber vielleicht wartest du vergeblich auf deinen Sohn", sagte Uljan. „Wie lange ist es denn her, daß er bei dir war, und wohin ist er gegangen! Niemand kann sich an ihn erinnern. Bestimmt sind seine Knochen längst in einer Schlucht vermodert, und der Wind hat seinen Staub davongetragen. Wo willst du jetzt noch deinen Sohn finden?"

Da wurde die steinalte Anissja böse und schickte Uljan weg.

„Mein Sohn ist fern, aber mein Herz spürt ihn und kann nicht sterben, solange er lebt. Er wird von allein zu mir zurückkommen, und so lange warte ich. Du aber geh nach Hause, du lebst unnütz."

Uljan ging und starb bald darauf vor Alter, Anissja jedoch lebte weiter und wartete auf ihren Sohn.

2

Ihr Sohn Timoscha war von zu Hause weggelaufen, als er noch klein war und Anissja noch jung, und seitdem war er nicht zur Mutter zurückgekehrt. Jeden Morgen war er von ihrem Haus in die Berge gelaufen, um dort zu spielen, sich mit dem Berggestein zu unterhalten, das seiner Stimme Antwort gab, und bunte Schmetterlinge zu haschen.

Um die Mittagsstunde trat Anissja auf den Pfad hinaus, der in die Berge führte, und rief ihren Sohn: „Timoscha, Timoscha! Du kannst wieder nicht genug bekommen mit Spielen und Laufen, und mich hast du vergessen." Und der Sohn antwortete ihr von ferne: „Gleich, Mama, ich fange bloß noch einen Schmetterling."

Er haschte nach Schmetterlingen und kehrte zurück zur Mutter. Zu Hause zeigte er seinen Schmetterling und grämte sich, daß der nicht mehr flog, sondern sich nur mehr träge vorwärts schleppte.

„Mama, wieso fliegt er nicht?" fragte Timoscha, an den Flügeln des Schmetterlings fingernd. „Er soll doch lieber fliegen. Stirbt er jetzt?"

„Sterben wird er nicht und leben auch nicht", sagte die Mutter. „Er muß fliegen, um zu leben, doch du hast ihn gefangen und in die Hand genommen, hast ihm die Flügelchen abgerieben, und nun ist er krank... Fang keine mehr!"

„Ich muß aber", sagte Sohn Timoscha. „Ich wollte nachsehen, warum er so ist."

„Wie soll er schon sein!" sagte die Mutter. „Er ist eben ein Schmetterling, davon gibt es viele."

„Der ist aber schöner als die anderen."

„Vielleicht gibt es noch schönere, noch schmuckere als diesen."

„Wenn ich welche sehe, renne ich hinterher und fange sie", versprach Sohn Timoscha.

Tagtäglich lief er den alten Bergpfad hinan. Mutter Anissja wußte, daß der Pfad über den kleinen Berg auf einen großen und von dem großen auf einen hohen führte, wo sich zum Abend immer Wolken zusammenzogen, und von diesem hohen Berg auf den jähesten, furchterregendsten Gipfel aller Berge, und dort führte der Pfad in den Himmel hinein. Als Anissja mit ihrem Mann in den Kaukasus kam, um hier zu leben, hatte sie gehört, den Pfad habe ein unbekannter Mensch angelegt, der darauf über den höchsten Berg fortgegangen sei in den Himmel – fortgegangen und nie zurückgekehrt; er sei kinderlos gewesen, habe niemanden auf der Welt geliebt, die Erde sei ihm zuwider gewesen, und alle hätten ihn vergessen; geblieben sei von ihm allein der Pfad, die Spur seiner dahineilenden Füße, und nach ihm sei ihn kaum noch jemand gegangen. Nur Timoscha lief auf diesem Pfad den Schmetterlingen nach.

Unten am Meer, auf der warmen Erde, gab es viele Schmetterlinge. Doch sie sahen alle gleich aus, weiß und gelb, ein farbliches Einerlei, Timoscha hatte sich an sie gewöhnt und haschte nicht nach ihnen. In den Bergen hingegen gaukelten große bunte Schmetterlinge; dort war es kühler, und Schmetterlinge waren selten, doch dafür verschiedenartig und unbekannt, und sie erinnerten den Jungen an Blumen, die der Wind von der Erde hochwirbelt und fortträgt in sein fernes Haus. Und Timoscha jagte den Pfad hinauf dem Schmetterling nach, den der Wind zum Himmel hochtrieb, bis er ihn zu fassen bekam. Dann betrachtete er ihn ausgiebig, wie er wohl war, und daß er in seinen Händen erschlaffte und das Licht in seinen bunten Flügeln verblaßte. Er legte ihn auf die Erde, damit er sich erholte und fortflöge. Der Schmetterling kroch über den Erdboden und bewegte die Flügel, doch fliegen konnte er nicht mehr. Timoscha legte sich bäuchlings auf die Erde und besah ihn von nahem. Er begriff nicht, weshalb der Schmetterling nicht mehr flog, er hatte ihn doch nur gefangen und angefaßt, denn er mußte feststellen, warum der Schmetterling gerade so aussah.

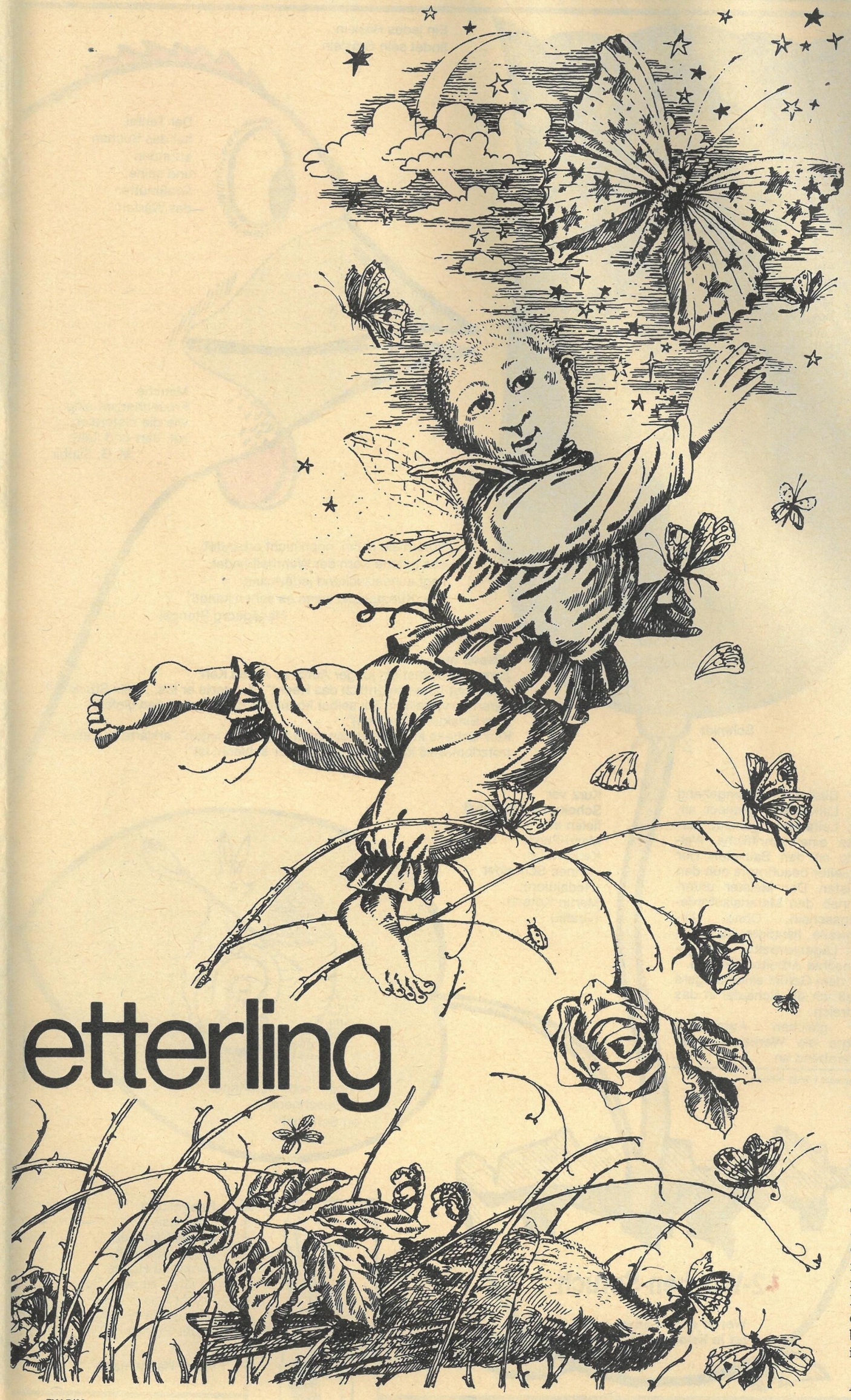
„Flieg doch, ich faß dich nicht mehr an", sagte Timoscha zu dem Schmetterling.

Der Schmetterling flog nicht weg und schwieg.

„Komm, rede mit mir!" sagte Timoscha, als er entdeckte, daß der Schmetterling ein Gesicht hatte.

Der Schmetterling kroch auf einen kleinen Stein, dann kam ein Windstoß, der Stein rollte weg und fiel zusammen mit dem Schmetterling in den Abgrund. Da fing Timoscha einen anderen Schmetterling; er hielt ihn ein Weilchen in den Händen und ließ ihn wieder frei, aber

Illustration: Klaus Müller



etterling

auch dieser Schmetterling konnte nicht mehr fliegen und kroch wie ein Wurm. Ein Spatz kam herbeigeflogen und pickte ihn auf. Timoscha sah, was der Spatz machte, und wurde böse; er packte einen Stein, jagte dem Spatzen hinterher und warf nach ihm. Der Stein traf den Spatzen am Kopf, der Spatz fiel zu Boden und hörte auf zu atmen, in seinem Mund aber steckte, vom Schnabel zerquetscht, der noch nicht hinuntergeschluckte, jetzt ebenfalls tote Schmetterling.

Timoscha hob den Spatzen auf und steckte ihn unters Hemd.

„Das war nicht Absicht", sagte er. „Warum sterbt ihr alle durch mich?"

Er machte sich auf den Heimweg; der Abend brach herein, und die Blumen schlummerten bereits in der Dämmerung am Berghang. Neben dem Pfad wuchs ein einsamer Grashalm, sein Köpfchen hielt unter einem überhängenden Felsen hervor Ausschau, wer da wohl käme, und in seinem Gesicht funkelte ein kleines reines Licht. Timoscha sah, daß sich ein Tautropfen auf den Grashalm gesetzt hatte, damit der ihn trank, denn trinken gehen konnte der Grashalm nicht.

Das ist ein guter Tropfen! dachte Timoscha.

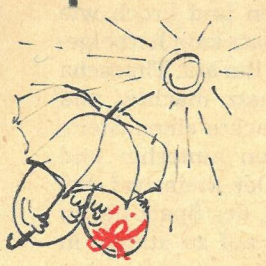
Da setzte sich ein großer bunter Schmetterling mit zuckenden Flügeln auf den Grashalm. Timoscha erschrak: Noch nie hatte er solch einen Schmetterling gesehen. Er war groß wie ein Vogel, und solche Farben wie an seinen Flügeln hatte Timoscha noch nirgends gesehen, weder auf der Erde noch am Himmel, wenn das Morgen- oder das Abendrot glühte. Von den Flügeln des Schmetterlings leuchteten bunte Lichter, und das Zittern der Flügel machte den Jungen glauben, jedes leuchte für sich und rufe mit leiser Stimme nach ihm. Timoscha zog es zu diesem zuckenden Schmetterling hin, und er hätte ihn gern gefangen, um ihn bei sich zu haben und besser seine Flügel betrachten zu können, auf denen aufgemalt war, was es nirgends sonst auf der Welt gab. Dieser Schmetterling hier war ganz anders als jener armselige, den der Wind zusammen mit dem Stein fortgepustet hatte, und als der, den der Spatz aufgepickt hatte.

Timoscha griff nach dem strahlenden zitternden Schmetterling, doch der flog zu einem großen Stein und setzte sich darauf. Da rief Timoscha ihm zu: „Komm, rede mit mir!"

Der Schmetterling redete nicht mit Timoscha und sah ihn auch nicht an; er hatte Angst vor ihm. Gut war er wohl nicht, doch so schön, daß er mit keinem zu reden und auch nicht gut zu sein brauchte.

Der Schmetterling erhob sich von dem Stein und flog über dem Pfad bergan. Timoscha lief ihm nach, um ihn noch einmal anzuschauen,

Fortsetzung auf Seite 41



Dörck

Schmidt

Ein jedes Häslein
findet sein Gräslein.

Der Teufel
hat das Suchen
erfunden
und seine
Großmutter
das Warten.

Manche
Frauenherzen sind
wie die Ostereier:
rot, hart und kalt!
M. G. Saphir

Sofern ein Huhn, noch nicht erblindet,
das güldne Korn der Wahrheit findet,
sagt achselzuckend jedermann:
„Na, Kunststück, wenn es sehen kann!"
Hansgeorg Stengel

Wissen muß man's
Zornig kam einst ein junger Autor zu Alfred Kerr.
„Was gibt Ihnen eigentlich das Recht", donnerte er los, „mein Stück derart zu verreißen. Sie selbst können ja nicht einmal den einfachsten Einakter schreiben!"
Kerr lächelte kühl. „Ich kann auch keine Eier legen", erklärte er, „aber trotzdem weiß ich, ob ein Ei gut oder schlecht ist".

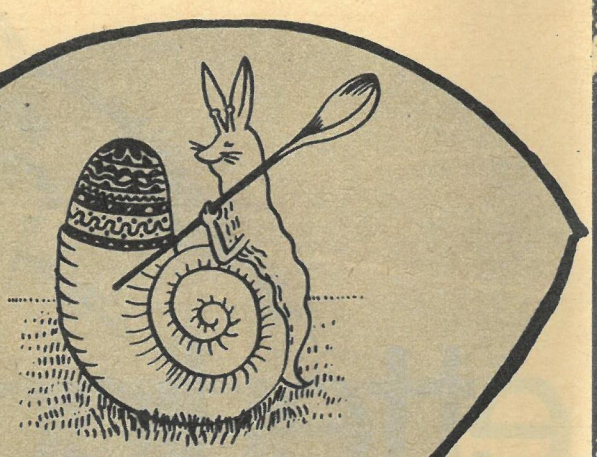
Ljubomir Klimak/ČSSR

Eiertanz

Gleich zu Arbeitsbeginn zerbrach an meiner Schaufel der Stiel. Ich nahm die Überreste und ging damit zum Lagerverwalter. „Sieh mal, Fero, was mir passiert ist! Ich brauche eine neue Schaufel!"
„So, so, eine neue Schaufel möchtest du also? Dann gib mir mal den Materialanforderungsschein!"
„Den Materialanforderungsschein?"
„Ja, von deinem Meister."
Ich ging geradewegs zum Meister.
„Selbstverständlich wirst du eine neue Schaufel bekommen. Wir benötigen aber vorher noch die Genehmigung des Bauleiters."
„Eine Genehmigung?"
„Natürlich ist die Zustimmung des Bauleiters erforderlich! Schließlich sollen wir ja rationell mit unseren Arbeitsmitteln umgehen. Eine neue Schaufel wird nur auf Anweisung des Bauleiters herausgegeben. Ohne sie ist jede Bitte von vornherein zwecklos."
Der Bauleiter winkte hilflos ab. „Was, eine Genehmigung für eine Schaufel? Unmittelbar vor der Aufteilung der Quartalsprämie? Die Verantwortung kann ich nicht auf mich nehmen! Soll doch der Leitende Ingenieur die Weisung geben!"
Der Leitende Ingenieur fing an zu grübeln. „Ja, wissen Sie, die Sache ist nicht so einfach... Wenn jedoch der Direktor..."
Als ich mit den Überresten der Schaufel in das Dienstzimmer des Direktors stürzte, blickte er mich zunächst herausfordernd an. Doch als ich ihm den Grund meines Erscheinens erklärt hatte, ließ er sofort den Operativstab versammeln. Um die Frage des Schaufeltausches zu entscheiden, erschienen der Beauftragte für Arbeitsschutz, der Kommandeur der Betriebsfeuerwehr, der Leiter der Materialversorgung, der Verantwortliche für das Sozialwesen und noch andere leitende Kader, die ich nicht alle kannte.
Nach einer hitzigen Debatte, die kaum zwei Stunden dauerte, einigte man sich schließlich.
Der Direktor rief umgehend den Leitenden Ingenieur an. Der Leitende Ingenieur verfaßte eine schriftliche Weisung an den Bauleiter. Der Bauleiter beauftragte nun den Meister. Der Meister unterschrieb den Materialanforderungsschein. Ohne Umschweife händigte mir jetzt der Lagerverwalter das gewünschte Arbeitsmittel aus.
Mit dem Gefühl eines Siegers stieß ich die Schaufel in das Erdreich...
Im gleichen Augenblick zeigte die Werksirene den Feierabend an.

Übersetzt von D. Höhne

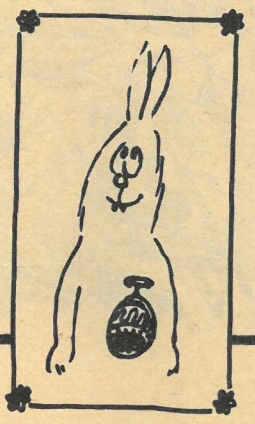
Kurz vor
Schoko-Ladenschluß
fielen in
Marzi-Panik
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion),
Martin Kotsch
(Grafik).



Mobiler schönfärbender
Hasenschneck
von Schlegel.

2-Wochen-Spruch

**Wer in allen Farben spielt,
ist in keiner echt.**



Hasenklein
Der Hase
ist ein Nagetier,
drum schädlich,
denkt die Hanne.
Im Gras zu sehn ihn,
macht Pläsier,
doch mehr noch
in der Pfanne.

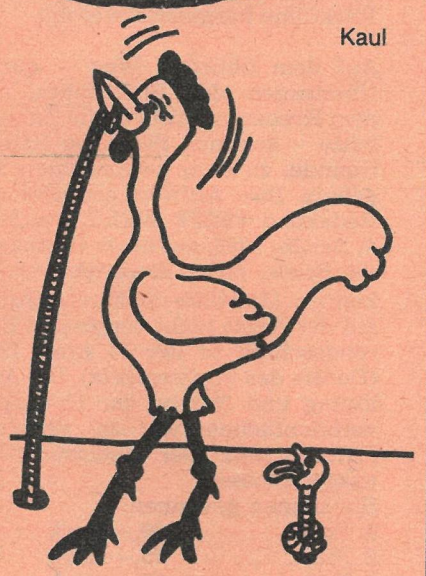
Franz Hannemann

Was sehe ich? / Sonnenstaubwirbelchen, / Sonnenstaubzitterchen, / Sonnenstaubflitterchen, / ein spiegelndes, eirundes / dunkelleuchtendes

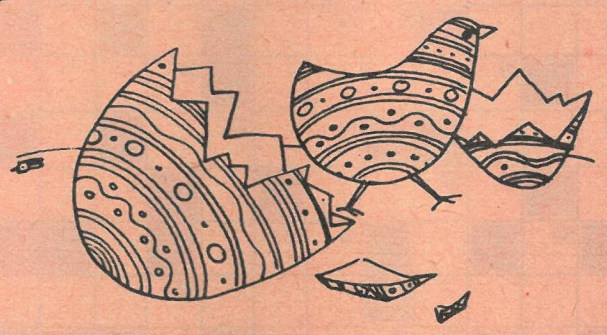
Vergiß nicht in der Wahl der Eier stets die länglichen, als feiner von Geschmack und nährender, den runden vorzuziehen.

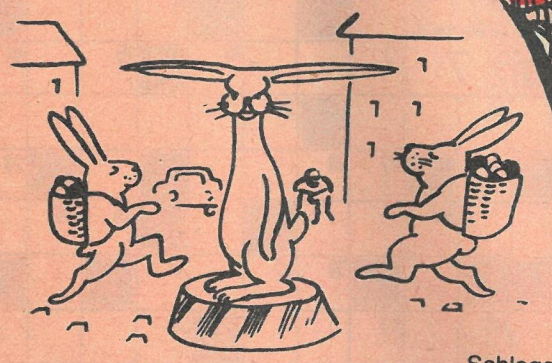
Horaz

Kaul



Valkanow, Sofia



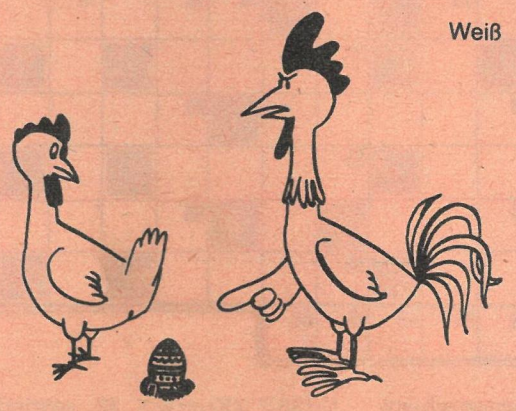


Schlegel

Tesler, Moskau

„Laß gefälligst dein Brüderchen in Ruhe!“

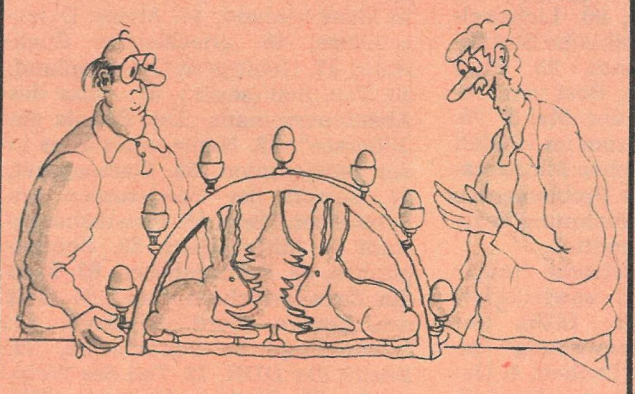
Weiß



„Du hintergehst mich! Das Ei ist von einem anderen!“

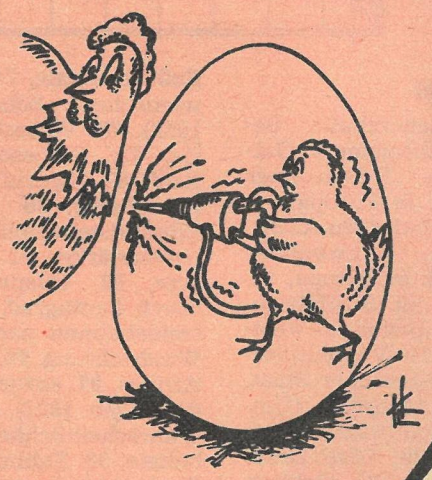
Steger

Schon beim Suchen muß man viel Glauben haben.



Steger

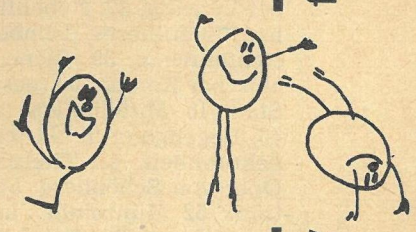
„Einmalig auf der Welt – ein Oster-Schwibbogen!“



Surowzew, Woronesh

Etwas schlottert jedes Ei.

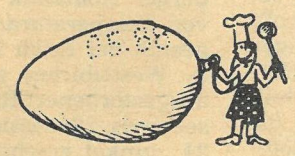
Sprichwort



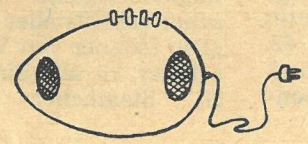
Dies Ei, sein Geheimnis
bleibt gehütet,
wird schon vor dem
Legen ausgebrütet.

Dies Ei ist trojanisch.
Hier wartet titanisch
im Schalenverstecke
ein siegreicher Recke.

Dies Ei fleht, es zärtlich zu fassen,
nicht fallen zu lassen.
Und Biegen und Knoten
hat's strengstens verboten.



Dies Ei vom Mai
muß auf den Markt,
sonst kriegt es einen
Herbstinfarkt.



Dies Ei ist still und stumm.
Doch hört mein Orakel:
in diesem Unikum
schläft der Spektakel.

Dies Ei ist still und leise,
hört nach der Weisen Weise
in aller Ruh erst einmal zu.

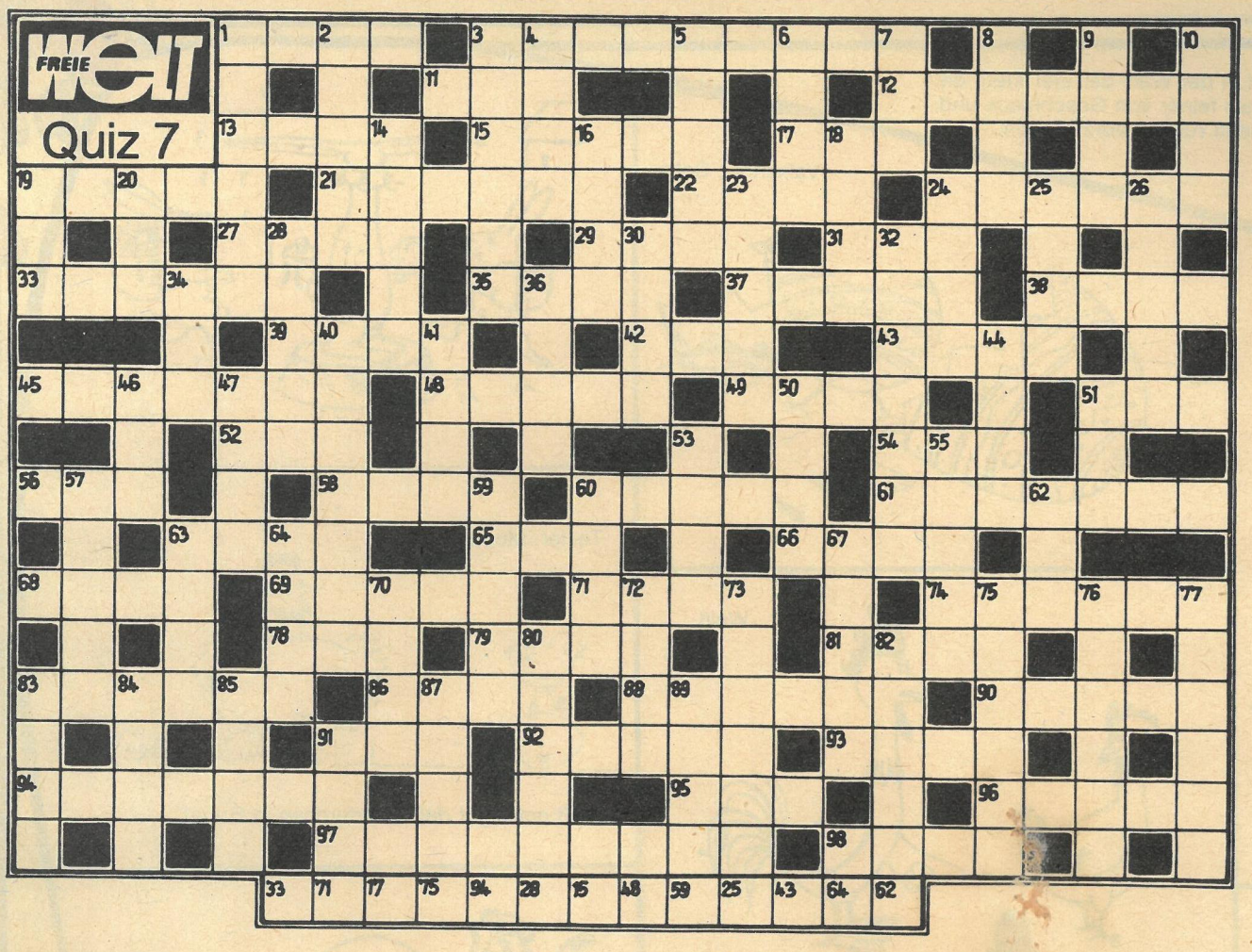
Text: M. Hinrich

Arno Holz

flügelblinkende, rüsseltrinkende Schmetterlinge!

spielende, sich niederhockende /

Tümpelwässerchen / und lauter kleine, niedliche, / himmelblaue, / taumelnde, tanzende, / flatter-



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. scherzhafte Bezeichnung für Schauspieler, 3. Gattung der Filmkunst, 11. Bewohner einer Inselrepublik in Europa, 12. Hauptstadt der Burjatischen ASSR, 13. Margarinesorte, 15. Bewohner einer Volksrepublik in Europa, 17. Verkehrsflugzeug mit Strahltriebwerk, 19. Oblasthauptstadt in Westsibirien (RSFSR), 21. Vollblutpferderasse, 22. altorientalischer Staat, 24. mürrischer Mensch (Umgangsspr.), 27. organische chemische Verbindung, 29. DDR-Landwirtschaftsausstellung, 31. Gebirge auf Kreta (Altert.), 33. Standbild, Bildsäule, 35. Inselnehrung, bes. bei Venedig, 37. Nebenfluß der Donau, 38. früheres, flachbordiges Küstenfahrzeug, 39. Biene, 42. tschechischer Komponist (gest. 1935), 43. Stadt in Mittelitalien (am Esino), 45. Bogengang in Gärten, 48. Pferdekrankheit, 49. Titelgestalt einer Oper von Schönberg, 51. Honiggetränk, 52. Münzeinheit in Japan, 54. Lebensbund, 56. Angehöriger eines Volkes in Thailand und Laos, 58. Stadt in Österreich am Inn (Tirol), 60. Warenzeichen, 61. Angehöriger eines Volkes mongolischer Herkunft in der Sowjetunion, 63. holländischer Maler (gest. 1666), 65. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 66. zwei zusammengehörige Dinge, 68. zum Handel bestimmtes Produkt menschlicher Arbeit, 69. deutscher Maler, Radierer und Bildhauer (gest. 1799), 71. Nebenfluß der Saale, 74. belorussisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1942), 78. Volksstamm in Südliberia, 79. Sinnesorgan, 81. Trick, Kniff, 83. Jagdruf, 86. Männername (Kurzform), 88. Felsengruppe im Elbsandsteingebirge, 90. Lichtwellenverstärker, 91. weibliche Stimmlage, 92. Ölbaumharz, 93. Fluß durch Leningrad, 94. Rest von Getreidehalmen nach der Mahd, 95. Windrichtung, 96. Strom im Westen Afrikas, 97. sowjetischer Mathematiker (geb. 1901), der Probleme der Wahrscheinlichkeitsrechnung bearbeitete, 98. Zahlungsmittel.

Senkrecht: 1. sozialistische Hauptstadt in Europa, 2. sowjetischer Häuerbrigadier (geb. 1926), der eine Wettbewerbsbewegung initierte, 3. unruhiges Treiben, 4. Gestalt aus „Madame Pompadour", 5. Bewohner Kariens (Altert.), 6. Vorname des sowjetischen Schriftstellers Ehrenburg, 7. Tapferkeit, 8. kultisches Gebot bei Naturvölkern, 9. Händewärmer, 10. Spaltwerkzeug, 14. deutscher Schriftsteller (gest. 1831), Vertreter der „Heidelberger Romantik", 16. Bestandteil von Temperaturangaben, 18. Titelgestalt bei Erich Kästner, 19. Fluß in Westsibirien zur Karasee, 20. ausgestorbener Riesenstrauß Neuseelands, 23. russische Hunderasse, 24. dunkel erscheinende Teile der Mondoberfläche, 25. österreichischer Schriftsteller (geb. 1897), u. a. „Die Männer von Vernt", 26. Tanzschüler, 28. alte Einheit der Länge, 30. Staatlicher Standard der UdSSR (Kurz...), 32. sowjetischer Maler, Grafiker und Plastiker (gest. 1969), 34. Teil der Woche, 36. Göttin, Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 40. russisch-sowjetischer Bildhauer (gest. 1966), 41. Küstenlandschaft in Griechenland, 44. kleine Deichschleuse, 46. griechischer Buchstabe, 47. Gebirge in Griechenland, 50. Tau, Seil (seem.), 51. Autor des Abenteuerromans „Der Schatz am Silbersee", 53. Name eines Sees in der Sowjetunion, 55. Gartengerät, 57. Kurort der Sowjetunion am Schwarzen Meer, 59. Provinzhauptstadt in Mittelitalien, 60. Sporenpflanze, 62. Fransenbesen, 63. Frau des Zeus (griech. Mythol.), 64. Gott des Feuers (nord. Mythol.), 67. Hochgebirge in Südamerika, 70. Bezirk der DDR, 72. Teil des Weinstocks, 73. Stadt in Umbrien (Mittelitalien), 75. deutscher Dichter und Literaturhistoriker (gest. 1862), 76. Ankündigung einer Veranstaltung oder Sendung, 77. Panzerkreuzer, der 1917 das Signal zum Sturm auf das Winterpalais gab, 80. Stadt in Argentinien, 82. Turnerabteilung, 83. sowjetische Zeichentrickfilmfigur, 84. Stadt in Mexiko, 85. Vergrößerungsglas, 87. Staatshaushaltsplan, 89. Roman von Harry Thürk, 91. Beklemmung.

„Hase und Wolf" – die beiden beliebten Zeichentrickfilmfiguren aus der Sowjetunion – haben überall auf der Welt ihre Freunde gefunden. Die Schöpfer der beiden, der Regisseur Wjatscheslaw Kotjonotschkin und der künstlerische Leiter Swjatosar Russakow, erhielten für ihre Arbeit bereits viele internationale Preise. So wurde beispielsweise Kotjonotschkin von polnischen Kindern der „Orden des Lächelns" verliehen. Die Dauerbrenner von „Nu pogodi" werden in Moskau produziert, und wir suchen mit unserem heutigen Rätsel den Namen des Studios, in dem die Trickfilme hergestellt werden.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 7 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 13. April 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 10/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Einer fehlt

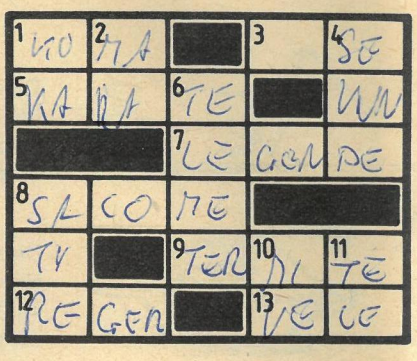
Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle ein Buchstabe hinzuzufügen, so daß neue Wörter entstehen. Die hinzugefügten Buchstaben ergeben – fortlaufend gelesen – ein Edelmetall:

Rate – Sete – Polen – Eren – Rigel – Bote.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. tiefe Bewußtlosigkeit, 3. eine der Göttinnen der Künste und Wissenschaften (griech. Mythol.), 5. japanische Art waffenloser Selbstverteidigung, 7. Zeichenerklärung auf Landkarten, 8. Titel einer Oper von Richard Strauss, 9. sogenannte weiße Ameise, 12. deutscher Komponist (gest. 1916), 13. Freundin Till Eulenspiegels.

Senkrecht: 1. Wertung im Judosport, 2. Pampashase, 4. SI-Basiseinheit der Zeit, 6. Gerät zum Entfernungsmessen, 8. witziger Spott, 10. Bleistift- bzw. Kugelschreibereinlage, 11. Kurzwort für ein Fotoobjektiv mit langer Brennweite.



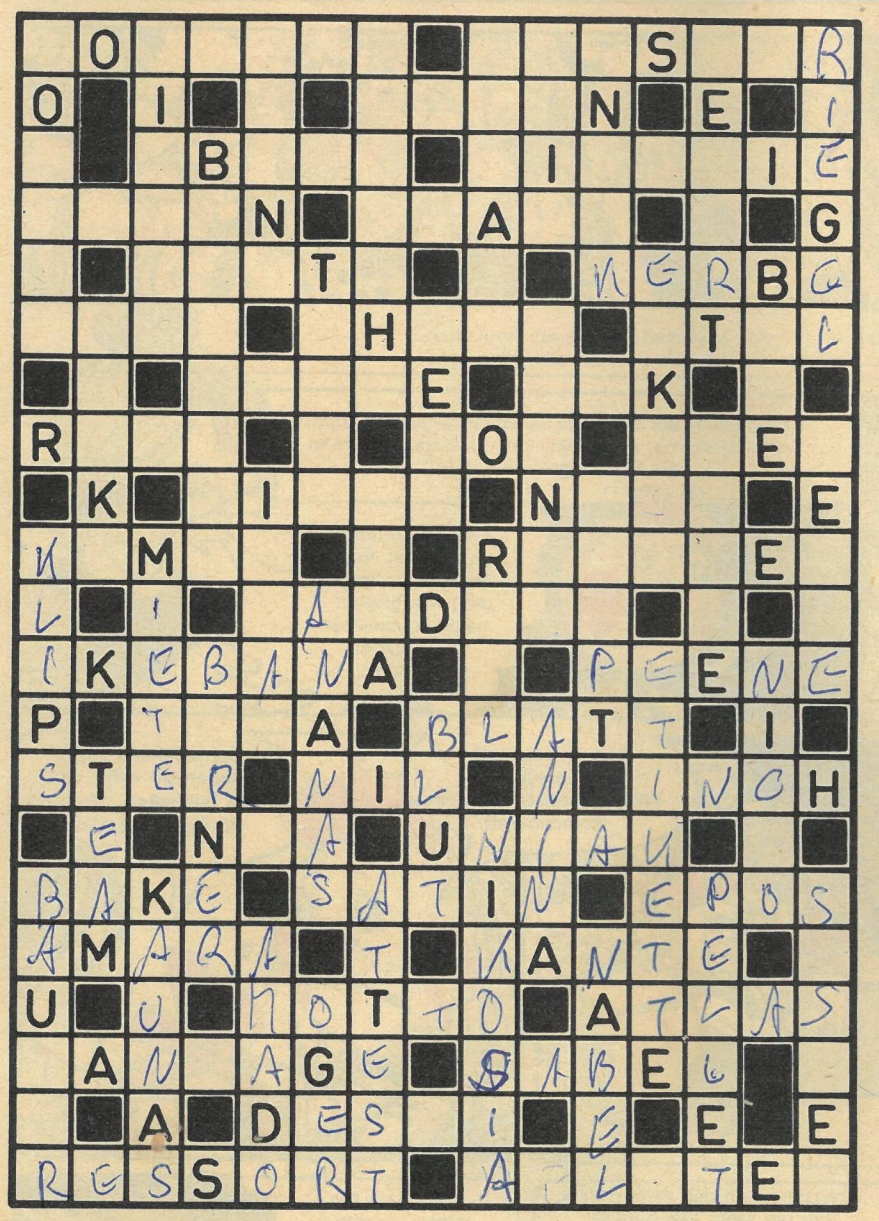
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

Die Lösungwörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

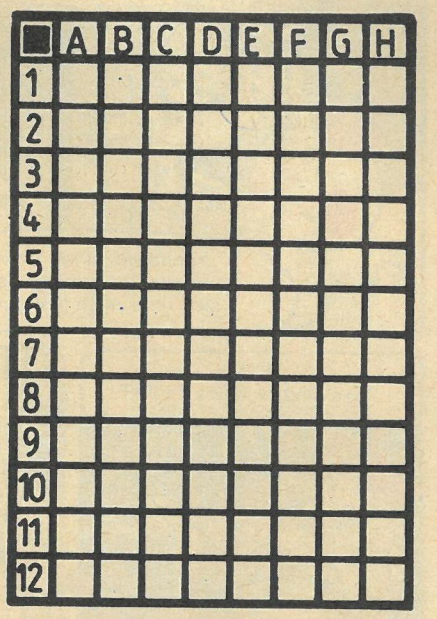
1. Gesamtheit der zur Förmlichkeit erstarrten Umgangsformen, 2. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 3. Bittermittel, 4. Schiffszubehör, 5. Riese im französischen Märchen, 6. Typenbezeichnung für in der Sowjetunion gefertigte Lastkraftwagen, 7. Fluß im Nordosten der DDR, 8. Hauptstadt in Europa, 9. in geheime Künste Eingeweihter, Goldmacher, 10. Schutzverband, 11. Berghang (österr.), 12. Schauspielerin der DDR, 13. japanische Kunst des Blumensteckens, 14. Bewohner einer Hauptstadt in Europa, 15. Gemüse, Speisenbeilage, 16. Fluß im Süden des europäischen Teils der Sowjetunion, 17. Einschnitt, 18. Freundin Till Eulenspiegels, 19. Körper, Rumpf, 20. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur (gest. 1970), 21. Los ohne Gewinn, 22. dehnbares Gewebe, 23. Entgelt für Wohnungsnutzung, 24. Kastenmöbelstück, 25. Teil der Pferdezäumung, 26. Hauptstadt eines Inselstaates im Mittelmeer, 27. deutscher Musikpädagoge und Volksliedsammler (gest. 1883), 28. mathematischer Begriff der Bruchrechnung, 29. altes Holzraummaß, 30. Südfrucht, 31. Oper von Verdi, 32. Sinnesorgan, 33. Sprach- und Völkergruppe im Nordosten Afrikas, 34. ärztliche Bescheinigung, 35. Fechtwaffe, 36. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 37. Körperflüssigkeit, 38. Gebirgsmassiv in der Mittelschweiz, 39. Bauchnarbe, 40. kubanischer Männername, 41. erzählende Dichtung, 42. streng enthaltsame Lebensweise, 43. längster Nebenfluß des Dnepr, 44. Tür- oder Fensterverschluß, 45. längster Strom der Erde, 46. englischer Männername, 47. Spitzhörnchen Südostasiens, 48. brasilianischer Romancier, u. a. „Kakao", 49. Fluß in Mitteleuropa zur Nordsee, 50. Geschwätz, 51. Sportmannschaft, 52. Einheit der Länge in Großbritannien und den USA, 53. antifaschistischer Schriftsteller, Mitbegründer des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (gest. 1973), 54. Heidegewächs, 55. Wahl-, Leitspruch, 56. zylindrischer Futtermittelpreßling, 57. offenes Fellboot der Eskimos, 58. Hörorgane, 59. Stadt in Rumänien (Banater Gebiet), 60. rechter Nebenfluß des Dnepr, 61. atlasartiger, glänzender Stoff, 62. feststehendes Seezeichen, 63. deutscher humanistischer Erzähler (gest. 1910), 64. Fluß in Mittelnorwegen, 65. Stadt in der Litauischen Sowjetrepublik, 66. Landkartenbuch, 67. Grenzort in den Niederlanden, 68. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 69. Nebenfluß der Donau in Bulgarien, 70. rechtwinkliger Behälter, 71. Teil von Bekleidungsstücken, 72. kurzer Filmabschnitt, der eine Dialogeinheit bildet, 73. Pflanzenteil, 74. Amts-, Geschäftsbereich, 75. Ohrgehänge zum Andrücken, 76. österreichischer Operntenor (gest. 1948), 77. Zusammenstoß zweier Flächen, 78. Widerwille, Abscheu, 79. Junge, 80. schriftliches Zeugnis, Bescheinigung, 81. Freudenausbruch, -taumel, 82. Garnrolle, 83. eine Art Pullover.

Kreuzworträtsel ohne Blindfelder

Die Blindfelder (ihre Anzahl ist in Klammern angegeben) sind vom Rater selbst an richtiger Stelle einzusetzen.

Waagerecht: 1. Wächter auf einem außer Dienst befindlichen Schiff (1), 2. römischer Dichter (um die Zeitenwende) (2), 3. Fischereifahrzeug (1), 4. Nebenfluß der Elbe (2), 5. Kleidungsstück (3), 6. italien.: Liebe (2), 7. Schöpfer der ungarischen Nationaloper (2), 8. Futterbehälter (3), 9. Lobeserhebung (2), 10. Absatz in Druck bzw. Schrift (1), 11. altägyptische Göttin (2), 12. Lautäußerung (1).

Senkrecht: A Sporenpflanze – Raum außerhalb des Spielfeldes (3), B Offizier der Seestreitkräfte im Generalsrang (3), C Farbton – Fluß in Mittelasien (3), D Götzenbild – Niederschlag (2), E Leichtathlet – Klebstoff (2), F kleines Beiboot – Vegetationsinsel in der Wüste (3), G Hindernis und Gefahr für die Hochseeschiffahrt (3), H Nebenfluß der Maas – Ameise (3).



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein brennendes Stück
aus natürlichem anorganischen Material.

Auflösungen aus Heft 6/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Grabar (24), Tula (53), Laban (28), Arve (8), Ertrag (18), Egge (14), Neman (40), Unke (54), Manet (36), Sand (47), Tael (50), Lear (32), Kalla (26), Lid (35), Erna (17), Boot (12), Sog (49), Lenin (34), Nase (39), Omsk (41), Lake (30), Elain (15), Krim (27), Filet (20), Lava (31), Garten (22), Teer (51), Beleg (11), Iasi (25), Retina (44).
Senkrecht: Gleim (23), Aston (9), Alant (2), Rage (42), Batate (10), Lagune (29), Arendal (6), Regel (43), Aragon (5), Erle (16), Algol (3), Amado (4), Lebus (33), Rimini (45), Artek (7), Tell (52), Galilei (21), Samara (46), Meiler (37), Skote (48), Etage (19), Abtei (1), Nanna (38), Eger (13).

Füllrätsel: 1. Reiter, 2. Oregon, 3. Torero, 4. Barrel, 5. Satire.

Schräge Reihen. Nach rechts unten: 1. Malta, 2. Masse, 3. Manie, 4. Pegel, 5. Melos, 6. Reger, 7. Golem, 8. Grieg, 9. Aes, 11. Lee.
Nach links unten: 2. Mal, 3. Maler, 4. Paste, 5. Mensa, 6. Regie, 7. Gelee, 8. Gogol, 9. Arles, 10. Leier, 12. Sem.

Vorsetzrätsel: (P)osten – (O)rade –(R)anke – (T)ratte – (E)talon – (R)eiter – Porter.

Magische Figur: 1. Lehm, 2. Elea, 3. Herd, 4. Madeira, 5. Iris, 6. Riga, 7. Asam.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 4) aus Heft 4/1988

Waagerecht: 1. Kies, 5. Wintersport, 13. Paarlauf, 14. Oser, 15. Reni, 17. Haar, 19. Tresse, 21. Müller, 24. Eisbahn, 26. Tacho, 28. Lar, 29. Niete, 31. Tanga, 34. Tundra, 36. Esso, 39. Emile, 41. Eis, 42. Kelim, 44. Gagarin, 47. Aggressor, 50. Spagat, 52. Dito, 53. Biathlon, 56. Nano, 59. Matern, 60. Olympiade, 64. Oberhof, 65. Athen, 67. Aes, 68. Pferd, 70. Dreh, 73. Reales, 74. Jason, 77. Aeros, 80. Uta, 81. Eklat, 84. Oktober, 85. Bakken, 89. Malaie, 92. Reet, 94. Opus, 95. Ora, 96. ESER, 97. Hoffmann, 98. Eller, 99. Skispringer, 100. Egon, 101. Air.
Senkrecht: 1. Kore, 2. Spiere, 3. Passus, 4. Altan, 5. Wuhne, 6. IFA, 7. Tara, 8. Ruth, 9. Poe, 10. Ossen, 11. Res, 12. Trema, 16. Erlass, 18. Atem, 20. Rot, 22. Übung, 23. Leder, 25. Hill, 27. Calgary, 30. Tempo, 32. Arad, 33. Grit, 35. Ries, 37. Sorbe, 38. Oktant, 40. eat, 43. Island, 45. Riga, 46. Note, 47. Anno, 48. Gene, 49. Staffel, 51. Anode, 54. Irade, 55. Spee, 57. Abba, 58. ORWO, 59. Mop, 61. Marabu, 62. Isaak, 63. Dreherei, 66. Hook, 69. Rate, 71. rabiat, 72. Hurone, 74. James, 75. Solei, 76. Nei, 78. Rotor, 79. Stoff, 82. Kerr, 83. Aron, 86. Asen, 87. Kola, 88. Narr, 90. ASK, 91. Ars, 93. Ehe.
Lösung: Nikolai Simjatow

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M — Uffz. René Poeschel, Hönow, 1271

2. Preis:
75,– M — Kollektiv TRF im VEB IKS, Rostock, 2540

3. Preis:
50,– M — Friedrich Löwe, Sebnitz, 8360

4.–8. Preis
je 25,– M — Charlotte Rakete, Berlin, 1136; Dr. O. Fleischhauer, Strausberg, 1260,; Helga Petrowsky, Dessau, 4500; Herbert Hummel, Leipzig, 7024; Helga Unglaub. Plauen, 9900.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 10

Hallo, Erdenkinder! Lande auf dem Sternbild „Jungfrau". Sicher wird man mich hier besonders lieb empfangen!

Die ungewöhnlichen Reiseabenteuer eines lustigen, pfiffigen Pfannkuchens – erdacht und gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

1

Tatsächlich! Alles Mädchen! Nichts als Röckchen und Schleifchen! Und wie brav sie alle aussehen!

Brav? Meint der etwa, wir seien langweilig? Komm, Schwesterchen, zeigen wir ihm, was wir gestern in der Schule gelernt haben!

Lieber Fremdling, wir haben einen kleinen Empfang für dich vorbereitet – nach Art unseres Sternbildes natürlich...

2

3

Tritt ein, Kolobok, wir haben viele schöne Überraschungen für dich!

Irgendwie ist mir unheimlich zumute, ich glaube, sie wollen sich über mich lustig machen.

4

Wirklich, ein sehr origineller Willkommensgruß! Mein Kompliment!

5

Schau, diese Torte haben wir extra für dich gebacken! Sie wird dir Spaß machen!

6

Hilfe! Das sind ja kleine Teufel!

7

Amüsiert dich das etwa nicht? Ich bin stolz, wie gut die Mädchen den Unterrichtsstoff in der Praxis anwenden!

Wenn ich Sie richtig verstehe, lernen die Mädchen in Ihren Schulen nur Schabernack und wilde Streiche...

8

Wenn ich auch immer der Dumme war, gefallen haben mir die Mädchen doch!

Lebt wohl, die Erdenkinder werden sich freuen, wenn ich ihnen von euch erzähle.

Schreib uns all die Streiche auf, die sich die Kinder bei dir zu Hause ausdenken. Unserer Lehrerin fällt nämlich schon gar nichts Neues mehr ein.

9

BANG BLAM BUM

Nur schnell weg, sonst zertrümmern mir diese sanften Geschöpfe noch meine Rakete!

BANG BUM BLAM

10

Der bunte Schmetterling

Fortsetzung von Seite 35

denn er hatte sich noch nicht satt gesehen.
Während er den Bergpfad hinan dem Schmetterling hinterherlief, verfinsterte sich die Nacht über ihm. Er ließ kein Auge von dem Schmetterling, der vor ihm herflog, und nur das Gedächtnis half ihm, nicht vom Pfad abzukommen und in die Schlucht zu stürzen. Der tote Spatz schlug gegen seine Brust; er holte ihn hervor und warf ihn ohne Mitleid weg.
Der Schmetterling flog umher, wie es ihm gerade einfiel; er flog vor, zurück, nach der einen Seite und gleich wieder nach der anderen, als triebe ihn ein unsichtbarer Wind, und Timoscha rannte außer Atem hinterdrein; er mußte auf dem Pfad bleiben, er durfte nicht stolpern, und er hatte Angst, der Schmetterling könnte ihm davonfliegen in die Schlucht hinab oder zum Himmel empor, und dann würde er allein bleiben ohne ihn.
Und plötzlich hörte er die Stimme der Mutter, die in seinem Herzen sprach: „Du kannst wieder nicht genug bekommen mit Spielen und Laufen, und mich hast du vergessen!"
„Gleich, Mama", antwortete Timoscha laut. „Ich fange bloß noch einen Schmetterling, den schönsten, den letzten."
„Du wirst dich verirren", sagte die Stimme der Mutter. „Bald ist es Nacht, und der Schmetterling fliegt dir davon ins Dunkel."
„Dann hole ich mir einen Stern vom Himmel!" sagte Timoscha rasch. „Nachts fliegen sie nahe!"
Der Schmetterling flog dicht an seinem Gesicht vorbei; Timoscha spürte den warmen Hauch seiner Flügel, und dann war der Schmetterling nirgends mehr. Er suchte ihn mit den Augen in der Luft und am Boden, er lief zurück und kehrte wieder um, aber er konnte ihn nicht finden.
Die Nacht war da. Timoscha lief den Pfad bergan, wohin der Schmetterling geflogen war. Er glaubte, die Flügel des Schmetterlings gar nicht weit schimmern zu sehen, und streckte die Hand danach aus. Er hatte bereits kleine und große Berge passiert und stieg den furchterregendsten, kahlsten aller Berggipfel empor, von wo der Pfad in den Himmel hineinführte.
Timoscha lief bis zum Ende des Pfads, und da tat sich der Himmel vor ihm auf, und ganz nahe funkelte blinzelnd ein großer gütiger Stern. Timoscha sah, daß der Schmetterling nirgends war.
Dann greif ich mir den Stern! dachte Timoscha. Der Stern ist noch schöner, den Schmetterling brauche ich jetzt gar nicht mehr.
Er hatte die Erde vergessen, streckte die Arme zum Sternenhimmel empor und schritt in den Abgrund. Zunächst fiel er atemlos, dann streifte er das raschelnde Laubwerk des Gesträuchs, das am Berghang wuchs, die Zweige fingen ihn auf, und so entging er dem Tod auf den Steinen in der Tiefe.
Am anderen Morgen sah sich Timoscha um, wo er war. Das Gesträuch wuchs den Berg hinab bis zu einem Bächlein. Es entsprang am Fuße des Berges, floß ein kurzes Stück auf der Erde dahin und mündete in einen kleinen See, aus dem das Wasser als stickiger Nebeldunst aufstieg, denn morgens schon war es heiß hier. Ringsum standen kahle, in den hohen Himmel ragende Bergwände, von niemandem zu erklettern; dort hinauf gelangen konnte nur, wer sich in die Luft schwang wie ein Schmetterling.
Die Berge umschlossen die Schlucht, in die der kleine Timoscha hinabgeraten war. Den ganzen Tag durchstreifte er ihren Grund, doch ringsum war nichts als felsige Bergwände, über die es kein Aufsteigen und kein Entrinnen gab. Heiß war es hier und drükkend; Timoscha fiel jetzt ein, daß es zu Hause bei der Mutter kühler war.
Im Gras und Gesträuch am Bachufer lebten sirrende Libellen, und überall gaukelten Schmetterlinge, ebenso leuchtend und bunt wie der, den Timoscha gestern gesehen hatte und fangen wollte, um ihn zu betrachten. Hier flatterten diese Schmetterlinge über der heißen Erde, und Timoscha hörte das Geräusch ihrer Flügel, doch er hatte kein Verlangen, nach ihnen zu haschen, und ihr Anblick langweilte ihn.
„Mama!" rief er in der steinernen Stille und weinte in seinem Trennungsschmerz.
Er hockte sich vor die felsige Bergwand und begann mit den Fingernägeln daran zu kratzen. Er wollte das Gestein zerschaben und durch den Berg zu seiner Mutter gelangen.

3

Viele Jahre waren vergangen, seit der kleine Timoscha in die Felsenschlucht geraten war. Er war nun groß und hatte gelernt, wie er den steinernen Berg zerhauen und zerkrümeln mußte. Dazu hatte er sich Stücke vom härtesten Stein gesucht, der irgendwann von der Bergeshöhe herabgestürzt war, und sie an anderen ebenso harten Steinen scharf geschliffen. Mit diesen Steinen hieb er auf den Berg ein und zerkrümelte ihn, doch der Berg war groß und sein Gestein ebenfalls hart.
Timoscha arbeitete schon viele Jahre, hatte jedoch erst eine flache Höhle aus dem Felsen herausgehauen, und noch lag vor ihm ein weiter Weg durch das Gestein nach Hause. Wenn er sich umwandte, sah er den Grund der Schlucht, in die er als Kind gestürzt war, und er sah bunte Schmetterlinge, die in Wolken in der heißen Luft gaukelten.
Niemals mehr seit seiner Kindheit hatte er auch nur einen Schmetterling gefangen, und wenn sich unversehens einer auf ihn setzte, nahm er ihn und schleuderte ihn von sich.
Immer seltener hörte er die Stimme der Mutter, die in seinem Herzen klang: „Timoscha, du hast mich vergessen. Warum bist du weggegangen und nicht heimgekehrt?"
Timoscha weinte zur Antwort auf die leise Stimme der Mutter, die nur er allein hören konnte, und hieb noch eifriger, um den steinernen Berg zu zerkrümeln.
Wenn er in der Felshöhle aufwachte, hatte er bisweilen vergessen, wo er lebte, und wußte nicht mehr, daß schon lange Jahre seines Lebens vergangen waren; er glaubte, er wäre immer noch klein und lebte mit der Mutter an der Meeresküste, und er lächelte, wieder glücklich, und wollte schon losgehen, um nach Schmetterlingen zu haschen. Dann aber sah er, daß vor ihm das Gestein war und er ganz allein. Er streckte die Arme gegen sein Haus und rief nach der Mutter.
Doch die Mutter hörte nicht, daß der Sohn sie rief, daß er den Berg höhlte und ihr mit jedem Jahr ein wenig näher kam. Sie betrachtete den Sternenhimmel und meinte, ihren kleinen Sohn dort inmitten der Sterne laufen zu sehen. Ein Stern flog vor ihm her, er streckte die Hand aus und wollte ihn fangen, doch der Stern flog ihm immer weiter davon, in den schwarzen Himmel hinein.
Die Mutter rechnete die Zeit nach. Sie wußte, wenn Timoscha nur über die Erde liefe, dann hätte er längst den Erdball umrundet und wäre wieder daheim. Doch er kam und kam nicht. Zeit aber war viel vergangen. Also mußte ihr Sohn über die Erde hinausgegangen sein, dahin, wo die Sterne flogen, und er würde heimkommen, wenn er das ganze Himmelsrund abgelaufen hatte. Nachts ging sie hinaus, setzte sich auf den Stein vor der Hütte und blickte zum Himmel.
Leise sagte sie: „Komm zurück, Timoscha, nach Hause, es ist schon Zeit. Was willst du mit den Schmetterlingen, mit den Bergen und dem Himmel? Mögen die Schmetterlinge, die Berge und der Himmel sein, und mögest du bei mir sein! Du haschst Schmetterlinge, und sie sterben durch dich, am Ende fängst du noch einen Stern, und er verlischt. Laß das lieber, mag doch alles sein, dann wirst auch du sein!"
Ihr Sohn aber zerstörte indessen Körnchen für Körnchen den Berg, und sein Herz verzehrte sich nach der Mutter.
Doch der Berg war groß, das Leben ging dahin, und Timoscha, der in seiner Kindheit von zu Hause fortgegangen war, alterte zum Greis.

4

Er arbeitete immer fort, um den Berg zu durchbrechen; das Alter jedoch und die lange Trennung ließen ihn immer seltener das Rufen der Mutter hören, und er vergaß bereits, wer er war und wohin er durch das Gestein wollte. Aber er war das Arbeiten gewöhnt, und jeden Tag legte er ein Stückchen seines Weges nach Hause zurück, mochte es auch nicht größer sein als ein Ameisenschritt.
Eines Tages dann hörte er im Berginnern einen Eimer klappern, der in das Wasser eines Bergsees hinabgelassen wurde. Am Klang erkannte er, daß es ihr Eimer war, der Eimer seiner Mutter, und er schrie, damit sie ihn hörte. Es war tatsächlich seine Mutter, die Wasser holen wollte.
Die Mutter hörte, daß jemand im Berg schrie, doch sie erkannte die Stimme ihres Sohnes nicht: „Wer ist denn da?" fragte sie.
Timoscha erkannte die Stimme der Mutter und antwortete: „Mama, ich habe vergessen, wer ich bin."
Die Mutter sank nieder und schmiegte ihr Gesicht an den steinigen Boden.
Der Sohn schlug die letzten Steine aus dem Berg und trat ins Licht zur Mutter. Doch er konnte sie nicht sehen, denn er war in dem felsigen Berginnern erblindet. Die alte Anissja erhob sich zu ihrem Sohn und sah einen Greis vor sich. Sie schloß ihn in die Arme und sagte: „Ich habe dich geboren, aber du bist weggegangen. Ich konnte dich nicht großziehen, nicht richtig päppeln und hätscheln ..."
Timoscha preßte sich an seine kleine, schwache Mutter und hörte, wie ihr Herz schlug, das ihn liebte.
„Mama, ich werde jetzt immer bei dir sein!"
„Ich bin aber doch alt geworden, anderthalb Menschenleben habe ich gelebt, um deine Heimkehr abzuwarten, und auch du bist schon alt. Ich werde bald sterben und mich nicht mehr genug an dir freuen können."
„Ich werde wieder klein werden!" sagte Timoscha.
Die Mutter drückte ihn an ihre Brust; sie wollte, daß der ganze Atem ihres Lebens auf den Sohn übergehen und ihre Liebe seine Kraft und sein Leben werden möge.
Und sie fühlte ihren Timoscha leicht werden. Sie sah, daß sie ihn in den Armen hielt, und er war jetzt wieder klein, so wie er damals gewesen, als er fortlief, dem bunten Schmetterling nach. Das Leben der Mutter war mit ihrer Liebe auf den Sohn übergegangen, und er war wieder ein Kind.
Die alte Mutter tat einen letzten glücklichen Atemzug, schied von ihrem Sohn und starb.
Der kleine Timoscha aber lebte nun allein auf der Welt. Ein bunter Schmetterling flog über seinen Kopf, und er sah ihm nach.

Deutsch von Alfred Frank

Mutter, Vater, Kind

Familie Baranow aus Moskau beim Go-Car-Rennen in Krylatskoje

Setz dich sofort an die Spitze!

Fahr doch mal mit Köpfchen!

Zum Teufel, gib mit Gefühl Gas!

Lachend hing die Sonne am blauen Winterhimmel der großen Stadt Moskau. Mit Macht zog es die Menschen ins Weiße. Auch in Krylatskoje, einst olympische Wettkampfstätte, heute ein großes Freizeitzentrum, war der Teufel los. Mittendrin Familie Baranow. Söhnchen Pjotr, neun Jahre, nahm als Rennfahrer am Großen Preis der Kleinsten für Go-Car-Wagen teil. Und für die Baranows war klar: Pjotr würde gewinnen! Gegen 31 Bewerber, erfahrene, schneepistengeschulte Gaspedalritter, allesamt Schüler im Hauptberuf. Jeder gegen jeden, so lautete die Devise. Sechs harte, schwere Läufe auf tükkischem Kurs. Die ganze Woche über hatte Vater Baranow am Wagen gebastelt. Da konnte nichts schiefgehen, Söhnchen brauchte nur noch zu gewinnen. Doch der Wagen wollte und wollte nicht anspringen. Also anschieben. Zuerst schob er allein, dann schoben Vater und Mutter. Die Strecke hoch, die Strecke runter, Schweiß troff. Da endlich... Der Wagen gab Laut.

Dem Vater schwollen die Halsadern an. „Gas geben", schrie er, „verflucht noch mal, ich habe gesagt Gas!" Der Wagen hustete, der Wagen spuckte, plötzlich erscholl ein sattes Geräusch aus seinem Leib. Die wilde Jagd begann.

Im 1. Lauf wurde Pjotr Fünfter. – Das Gesicht von Vater Baranow erstarrte. Im 2. Lauf trieb's ihn mit Vollgas aus der Kurve. – Der Vater war einer Ohnmacht nahe. Im 3. Lauf setzte Pjotr alles auf eine Karte. Sie stach. Ein zweiter Platz. – Auf dem Gesicht von Vater Baranow erschien ein Lächeln. Im 4. Lauf fiel der Wagen aus. – Verzweifelte Bastelei. Als der Motor wieder anfing zu laufen, war der Lauf zu Ende. Im 5. Lauf wurde Pjotr Letzter. Wieder die Kurve! – Vater und Mutter Baranow fielen in heftigen Streit. Im 6. und letzten Lauf endlich: ein Sieg!

Die Sonne ging unter, da zog Familie Baranow zufrieden nach Hause. „War doch ein schöner, ruhiger Tag heute, nicht wahr?", sagte der Vater zur Mutter. Sie nickte. Und beide streichelten ihren kleinen Sohn.

Bernd Siegmund

Fotos: Volkmar Billeb

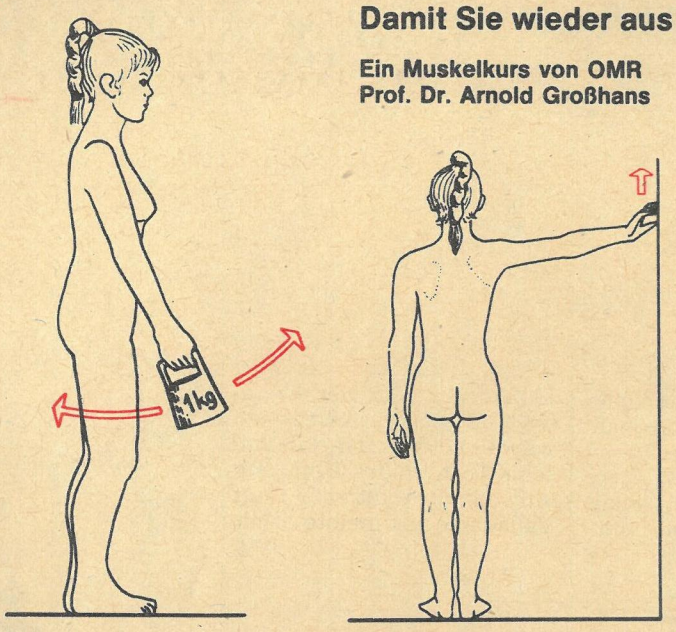
Ja, so kriegt er die Kurve!

Na seht ihr,
hab' ich
gleich gewußt

Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!

Ein Muskelkurs von OMR Prof. Dr. Arnold Großhans

Folge 10

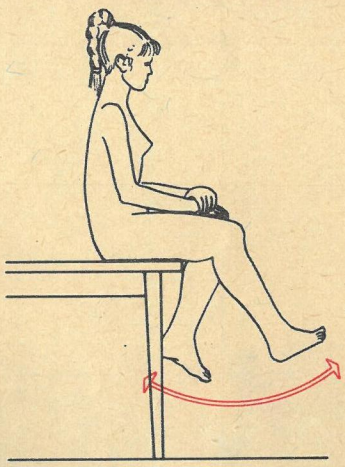


Mobilisation der Schultergelenke

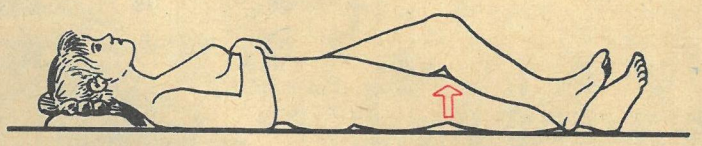
... mit einer Drehbewegung
Stand, mit einem Gewicht von etwa 1 Kilogramm bei gestrecktem Ellenbogengelenk den Arm vor- und zurückpendeln, dabei unterhalb der Horizontale bleiben, Seite wechseln.

... mit seitlichem Anheben
Stand seitlich an einer Wand oder im Türrahmen, mit gestrecktem Ellenbogengelenk den der Wand zugewandten Arm heben und mit den Fingern in die Höhe klettern, so weit es geht, täglich den Versuch machen, die Höhe zu steigern, Seite wechseln.

Was tun, wenn Knie und Schulter streiken



Mobilisation der Kniegelenke
Sitz auf einem höheren Stuhl oder einem Tisch, die Unterschenkel pendeln locker vor und zurück. (Auch die Radfahrbewegung in Rückenlage mobilisiert gut die Kniegelenke!)



Kräftigung der Kniestabilisationsmuskulatur

Rückenlage, ein Bein über das andere legen. Das untere Bein spannt gegen das obere Bein, 10 Sekunden die Spannung halten, langsam lösen, 10 Sekunden Pause, Seite wechseln.
Alle diese Übungen drei- bis fünfmal täglich wiederholen.

Damit ist unser Übungsprogramm beendet. Nun sind Sie, liebe Leser, an der Reihe, sich die für Sie passenden Übungen auszuwählen und regelmäßig durchzuführen. Lesen Sie dazu im nächsten Heft noch einige abschließende Hinweise.

Zeichnungen: Dr. Bernd Schönberger

Beschwerden im Schulterbereich können durch Störungen des Halswirbelsäulenabschnitts mit begünstigt werden, wie in den Folgen 7 und 8 erläutert wurde. Aber auch das Schultergelenk selbst – ein Kugelgelenk – und die umgebende Muskulatur ist störanfällig. Es ist das frei beweglichste Gelenk unseres Körpers und deshalb stark belastet, besonders durch monotone oder ungewohnte Bewegungen. Im Vordergrund der Beschwerden stehen plötzlich auftretende Schmerzen, die mit erheblicher Bewegungseinschränkung einhergehen. Die Betroffenen erwachen nachts vor Schmerzen, können auf der Schulter nicht liegen und stehen morgens mit Schultersteife auf. Auch hier gilt das wiederholt genannte Prinzip der Herstellung eines Muskelgleichgewichts zwischen verkürzter und abgeschwächter Muskulatur, um das überanstrengte Gelenk zu entlasten – dazu sind die Übungen der Folgen 7 und 8 geeignet. Darüber hinaus sind die beiden nebenstehenden Mobilisationsübungen sehr zu empfehlen.
Ebenfalls stark strapaziert sind die Kniegelenke. Diese Scharniergelenke erlauben drei Bewegungsmöglichkeiten, wobei die Menisci (Faserknorpelringe) eine Art Stoßdämpferfunktion wahrnehmen. Der aufrechte Gang, die verschiedenen Belastungen des Alltags (knien, Sitz in der Hocke) beanspruchen die Menisci so stark, daß sie häufig einem frühzeitigen Verschleiß ausgesetzt sind. Auch Bänderschäden des Kniegelenks führen zu degenerativen Veränderungen und bewirken eine weitere Zunahme der Beschwerden. Die Muskulatur spielt auch hier wieder eine kompensierende Rolle. Schont man das Gelenk der Schmerzen wegen, wird sie schnell atrophisch, das heißt, sie kann dann nicht mehr das Gelenk stabilisieren und schützen. Deshalb muß die Muskulatur mobilisiert und gekräftigt werden. Die schonendste Ruhehaltung für das Kniegelenk ist eine leichte Beugung, auch die Beugung bis zu 90° in Sitz- oder Liegehaltung bedeutet keine besondere Belastung. Zu vermeiden sind jedoch möglichst solche Bewegungen wie die Tiefkniebeuge oder das Überstrecken der Knie.

„Es lenzt nicht, ehe es gewintert". Aber Sprichwörter stimmen nicht immer – diesmal war es umgekehrt. Den Birkenweg im Spreewald fotografierte Günter Laugisch, Zeitz.

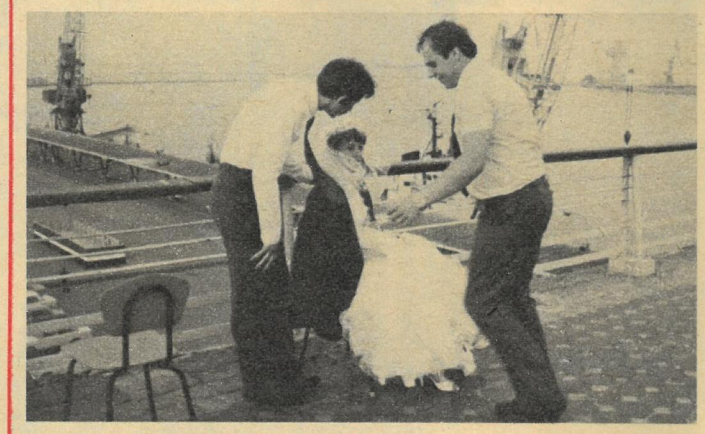
Hilfe zuerst für die Kinder

Angeregt durch die Beiträge „Frieden war und ist ihr erstes Wort" (FW 4/88) und „Damals am Don..." (FW 5/88) anläßlich des 70. Jahrestages der Sowjetarmee kamen mir eigene Erlebnisse wieder in Erinnerung. Es war in den Maitagen 1945 in Stollberg. Überall herrschte Not und Elend. Um die dringlichsten Maßnahmen festlegen zu können, bildeten sich die Antifa-Ausschüsse. In dieser Funktion wurde ich in die sowjetische Kreiskommandantur gebeten. Der Kommandant, ein Oberstleutnant, der seit dem Überfall der Faschisten auf die Sowjetunion in vorderster Reihe gekämpft hatte, wollte wissen, was nach unserer Meinung sofort in Angriff genommen werden müßte. Wir schlugen vor: Strom- und Gasversorgung, Umstellung der Rüstungsbetriebe auf Friedensproduktion. Der Kommandant hatte uns sehr aufmerksam zugehört. Er sagte: „Das alles ist wichtig, und wir wollen und werden es gemeinsam packen. Aber eins", fuhr er fort, „was über allem steht und keinen Tag hinausgeschoben werden darf, das ist die Versorgung der Kinder!" Er veranlaßte, daß aus den Beständen der Roten Armee dem Kreis Stollberg sofort eine größere Menge an Nahrungsmitteln zur Verfügung gestellt wurde. Bei einer späteren Zusammenkunft erzählte er mir, wie schwer es ihm ums Herz war, wenn er an der Front von seiner Frau Post erhalten hatte, in der sie andeutete, daß es oft unmöglich sei, ihren Kindern etwas zu essen zu geben.

Karl Kreusel,
Karl-Marx-Stadt

Das fremde Grab

Erschüttert las ich den Bericht „Der dreimal zerrissene Brief" (FW 25/87). Da wurden eigene Kindheitserinnerungen wach. Ich bin Jahrgang 1939, in Piesteritz bei Wittenberg geboren. Der Ort liegt nicht sehr weit entfernt von Coswig. Dort steht das große Stickstoffwerk, in der Nähe war ein großes Sprengstoffwerk. Wir Kinder hörten nach dem Kriege, daß auch hier „Fremdarbeiter" arbeiten mußten. Aber was wußten wir schon davon? Wir gingen damals in den Wald hinter dem Werk Kienäpfel und Pilze sammeln. Da kam man immer an einem Begräbnisplatz vorbei. Er lag einsam und verwildert. Oft stand ich dort als Schulkind. Ich wußte, hier waren sogenannte „Fremdarbeiter" begraben. Später zog ich fort. Doch meine Schwester wohnt noch in Piesteritz. Nach dem Lesen Ihres Artikels bat ich sie, einmal nach dieser Grabstätte zu sehen. Sie wird gepflegt, oft liegen Blumen da. Wenn ich mein Heimatstädtchen be-



„Hochzeit im Hafen von Odessa" nannte Christian Günther, Leipzig, seinen windbewegten Schnappschuß.

Preisfrage

Heft 7/88

Was ist eine Caldera?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 10/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 13. April 1988. Auflösung von Heft 4/88: In Birjulowsk wurde dem Kipper T 111 ein Denkmal gesetzt. Wir gratulieren Petra Ermisch, Bad Dürrenberg.

„Die TATRA-Familie" war für mich und meinen Mann sehr interessant. Er fährt leider nur einen W 50, hätte aber gern diesen „Starken" unterm H…

Andrea Hecker, Halle

suche, gehe auch ich mit einem Strauß vorbei.

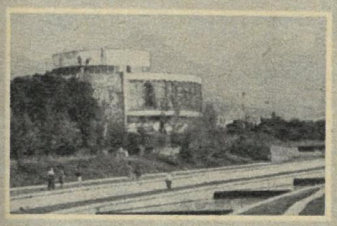
Doris Gäbler, Liebenwalde

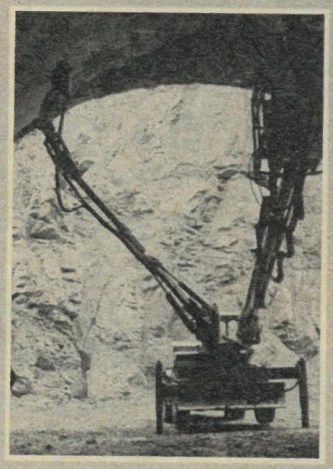
Neu-Venedig

Auch ich habe bleibende Eindrücke aus Alma-Ata mitgebracht („Wie schaut's? Wie baut's?", FW 3/88). Mir fiel auf, daß es selbst bei größter Hitze auf den Straßen kühl und frisch war. Das liegt vielleicht an den unzähligen Bäumen und den Aryks, den kleinen Kanälen entlang der Straßen, die Gletscherwasser aus den Bergen ins Tal leiten (Foto).

Lieselotte Müller, Gera

Das üppige Grün dieser Stadt ist tatsächlich überwältigend. 87 Quadratmeter Grünfläche kommen auf jeden Einwohner. Doch wie viele Großstädte hat auch Alma-Ata seine Probleme mit der Umwelt. Ein in letzter Zeit dringlich gewordenes Anliegen ist die Reinhaltung der Luft. Die Stadt, umgeben von Bergen, wird kaum von durchziehenden Winden erreicht. Doch sie wächst und damit auch der Fahrzeugverkehr. Ein Reihe von Maßnahmen brachte jedoch schon spürbaren Erfolg: Verlegung von Heizkraftwerken aus der Stadt hinaus, teilweise Umstellung der Transport- und öffentlichen Verkehrsmittel auf Gas, Unterbindung des Baus neuer Industrieanlagen, strengere Kontrolle der Umweltschutznormen bei bestehenden Betrieben.





Hoch wie der Eiffelturm

Warmherzig und ehrlich geschrieben – die Reportage „… denn Muchabad heißt Liebe" (FW 2/88)! Sie macht auch keinen Bogen um Probleme, wie sie zum Beispiel aus der Tradition herrühren.

G. Wiesow, Grünheide

In Ihrer Reportage erwähnten Sie das künftige Kraftwerk Rogun. Was ist denn daran so Besonderes?

Mike Steinweg, Erfurt

Eigentlich alles. Ende Dezember vergangenen Jahres ist mit der Aufschüttung des Dammes begonnen worden, er soll 335 Meter hoch werden, höher als der Eiffelturm. Unterm Fundament der Staumauer entdeckte man eine dicke Salzschicht, sie wurde im Interesse der Standfestigkeit des Bauwerkes weggespült und durch eingepumpten Zement ersetzt. Kompliziert war auch die einstweilige Umleitung des Wachsch. Das künstliche Flußbett mußte 1500 Meter über dem Meeresspiegel durch die Berge des Pamir-Alai gegraben werden. Erstmals entsteht ein Stationsgebäude mit einem unterirdischen Komplex, der in den Fels getrieben wird. (Auf dem Foto der zweite Transporttunnel.) Und das alles in einer Zone, die Erdbeben bis zur Stärke 10 kennt. Aufwand und Mühen lohnen sich jedoch. Das vierte Wasserkraftwerk der Wachsch-Kaskade wird nicht nur 3600 Megawatt Elektroenergie liefern; der 100 Kilometer lange Stausee soll darüber hinaus große Flächen der Sowjetrepubliken Tadshikistan, Usbekistan und Turkmenien bewässern helfen.

Fritz Jahn

Redaktion: Ingrid Buchholz; Gisela Reller; Fotos: APN/Ratumenko, TASS/Litwin, Archiv; Vignette: Martin Kotsch

Sie fragen wir antworten

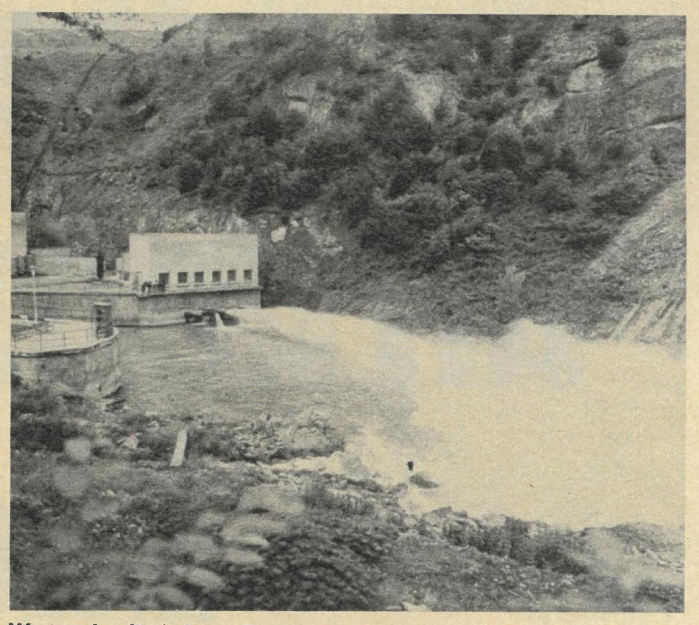
Heute Bergkarabach

Bitte erläutern Sie mir anhand geschichtlicher Tatsachen, wie es zur Bildung des Autonomen Gebietes Bergkarabach, das vorrangig von Armeniern besiedelt ist, innerhalb der Aserbaidshanischen SSR gekommen ist.

Anneliese Burma, Leipzig

Transkaukasien – Armenien, Aserbaidshan, Georgien – gehört zu den ältesten Kulturzentren der Menschheit. Einerseits waren günstige geographische und klimatische Bedingungen die Voraussetzungen für eine schnelle ökonomische und kulturelle Entwicklung der in diesem Gebiet siedelnden Menschen, andererseits bildete die Lage an der Grenze zwischen Osteuropa und Vorderasien den Ausgangspunkt zahlreicher kriegerischer Auseinandersetzungen und Eroberungszüge – u. a. des Byzantinischen Reichs, der Araber, Seldschuken, Mongolen, Perser und Türken, die nacheinander die dort ansässigen Völker unterwarfen. Im 16. Jahrhundert konnten lediglich einzelne kleine feudale Fürstentümer (Chanate), insbesondere auf dem Territorium des heutigen Aserbaidshan, eine relative Selbständigkeit bewahren, darunter Bergkarabach (Nagorny Karabach), wo seit alters überwiegend die christlichen Armenier lebten. Sie blieben von ständigen kriegerischen Überfällen und Versuchen Persiens, sie in völlige Abhängigkeit zu bringen, verschont. Anfang des 19. Jahrhunderts, endgültig 1828, erfolgte der Anschluß großer Teile Transkaukasiens, darunter des islamischen Aserbaidshan – einschließlich Bergkarabach – und Ostarmeniens an das zaristische Rußland. Nach dem Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution wurden 1920 die Aserbaidshanische und die Armenische, 1921 die Georgische Sowjetrepulik gebildet, die sich 1922 zur Transkaukasischen Föderativen Sowjetrepublik bei Wahrung ihrer Eigenständigkeit (bis 1936) zusammenschlossen. Am 7. Juli 1923 erfolgte die Bildung des Autonomen Gebiets Bergkarabach, innerhalb der Aserbaidshanischen SSR, vorrangig auf Grund der geographischen Lage, denn das Gebiet ist von Armenien durch die bis zu 3724 Meter hohen Berge des Karabach getrennt. Hauptstadt ist Stepanakert. Heute leben in dem Autonomen Gebiet Bergkarabach Angehörige von 49 Nationalitäten, darunter 75,9 % Armenier (nach der letzten Volkszählung von 1979; nach der Volkszählung von 1970 waren es noch 80,5 %). Die Muttersprache der hier lebenden Armenier ist der karabachische Dialekt der armenischen Sprache. Die Armenier siedeln vorwiegend kompakt in Bergdörfern, wo traditionelle Wirtschaftsformen – Ackerbau und Viehzucht – den Haupterwerbszweig bilden. Analog dazu ist eine relative Stabilität von traditionellen Elementen im Alltagsleben zu verzeichnen, ausgeprägter als bei den Armeniern, die in der Armenischen SSR leben. Dennoch sind für die Gegenwart Migrationsprozesse, insbesondere in Städte außerhalb des autonomen Gebietes, charakteristisch, was eine ständige Reduzierung der armenischen Bevölkerung, vor allem der jüngeren Generationen, zur Folge hat.

Dr. Ingeburg Winkelmann



Wasserkraftwerk am Terter

Wer schreibt uns?

Marina und Nikolai Boikow, 28 und 30 Jahre alt, mit einer Tochter und einem Sohn, wünschen sich eine ebenso junge Familie, wie sie es sind (gegebenenfalls auch mit einem Kind) als Briefpartner. Interessen: Fotografie, moderne Musik, Kochrezepte. UdSSR, 630 117 Nowosibirsk-117, ul. Polewája 8/2-53

Zwei Freundinnen, Julia Mischenko, 29 Jahre alt, Biologin, und Irina Mullowa, 24 Jahre alt, Krankenschwester, wünschen Briefwechsel in englischer, polnischer, deutscher und russischer Sprache. UdSSR, 334 200 Jalta-3, u. Polikurowskaja 25, pod. 14, kw. 12 (Julia Mischenko)

Natascha Subkowa, 16 Jahre alt, UdSSR, 234 120 Ukmerge, ul. Mischku 40-53

Natalja Iljina, 18 Jahre alt, Studentin. Interessen: Musik, Literatur, Malerei, Tanzen, Singen (zur Gitarre), Astronomie, griechische Antike. UdSSR, Mogiljowskaja oblast, 213 809 Bobruisk, ul. Sowjetskaja, d. 82, kw 22.

„Sagen Sie bitte den Ingenieuren und Kosmonauten, daß sie kein Recht haben, abzustürzen. Sie haben kein Recht, das zu tun. Unseretwegen. Denn wir müssen ihnen das letzte Geleit geben. Und das ist so schwer."

Emma Tschuprakowa, Schülerin aus Riga, in einem Brief an die Kosmonauten-Abteilung im Sternenstädtchen.

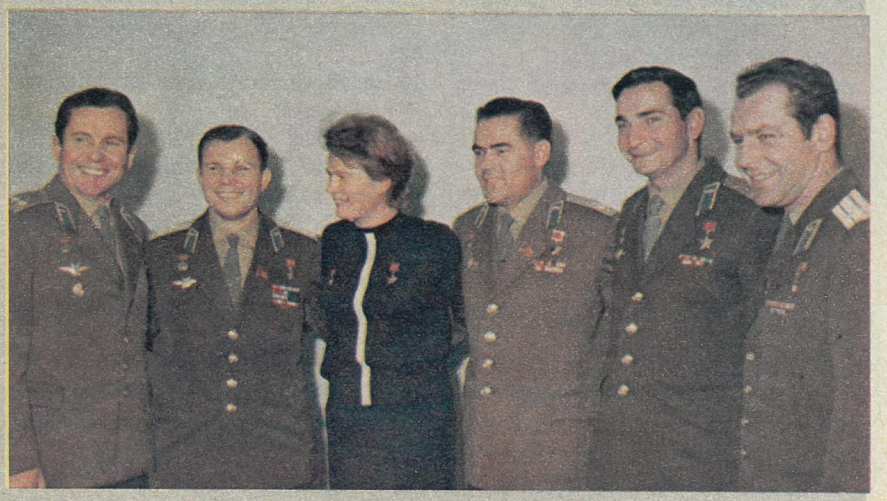
„Hier 625, gehe auf Landekurs." Es sind die letzten Worte Juri Gagarins, an jenem verhängnisvollen Märzmorgen vor zwanzig Jahren.

Der Tag, an dem dies Lächeln starb

Ein Beitrag von Karl-Heinz Eyermann

„Er wollte abends wiederkommen.
Aber er kam nicht.
Um 10 Uhr 19 stieg er auf in seinen Himmel.
Um 10 Uhr 31 hörte sein Herz auf zu schlagen.
Ich sehe zu seinem Porträt hin, ich schaue auf die Bilder.
Er lächelt, als wolle er sagen: Alles ist gut.
Es ist, als sei er hier bei uns.
Es ist, als sei er nur einmal kurz hinausgegangen.
Für mich, für Lena und Galja war und ist er das Leben.
Ich betrachte sein Gesicht. Die leicht zusammengekniffenen Augen, aus denen fröhliche Funken zu sprühen scheinen.
Die lächelnden vollen Lippen, die kaum sichtbaren Lachfältchen.
Doch nur die Stille antwortet mir."

Valentina Gagarina



Der Tag, an dem dies Lächeln starb

Juri Gagarin führt genau Tagebuch über seine Arbeit, über sein Leben. Er schreibt eine Familienchronik, und er plant seine Zeit mit Stunden, manchmal sogar mit der Minuten-Rechnung auf Wochen voraus. Sieben Jahre nach seiner kosmischen Erdumrundung wird er mit „gesellschaftlichen Verpflichtungen" weiterhin überschüttet.

Für den 27. März 1968 trägt er in seinen Terminkalender ein: 10.00 – Trainingsflüge.

17.00 – Redaktion „Ogonjok". Rundtisch-Gespräch. Auftreten erforderlich.

19.00 – Treffen mit ausländischen Delegationen im Zentralkomitee des Komsomol.

Auf dem Termin-Blatt für den 28. März vermerkt er:

Unbedingt zu Walja fahren. Abends Kongreß-Palast. 100. Geburtstag von A. M. Gorki.

Das Wichtigste für ihn, was er für den 27. März, in den Tisch-Kalender schreibt, ist das eine Wort „Trainingsflüge".

Nach achtzehn Starts mit einem Fluglehrer in den vergangenen zwei Wochen soll an diesem Morgen der letzte, der neunzehnte Kontrollflug mit einem Instrukteur in einer zweisitzigen MiG-15 UTI durchgeführt werden. Für sämtliche Starts hatte man ihm die Maschine mit der Bordnummer 18 von dem versierten Flugzeugmechaniker Lewizki vorbereiten lassen, so auch an diesem Morgen.

Gagarin hat diesen Tag lange herbeigesehnt. Eine viertelstündige Überprüfung durch den Chef des Trainingsgeschwaders der Kosmonauten-Abteilung Wladimir Serjogin, einem Testpiloten mit fliegerischen Erfahrungen aus einem Vierteljahrhundert.

Und wenn Serjogin mit ihm zufrieden ist, dann startet er an diesem Tag erstmals wieder allein mit einer MiG-17.

Seinen alten Funkcode, mit dem er sich über Bordfunk meldet, hat er wieder erhalten: 625. Vor dem Rollen wird er sich mit dieser Codezahl beim Flugleiter abmelden, der ihm unter dem Funknamen „Achat" die Starterlaubnis erteilt. Mit 625 wird er sich zurückmelden. Und der Halbedelstein wird hoffentlich an seinem Landemanöver nichts auszusetzen haben. Gagarin kennt die alte Flieger-Weisheit: Fliegen heißt Landen.

Und gerade bei diesem Märzwetter. Schnee. Regen. Rascher Bewölkungswechsel. Temperaturschwünge.

So strahlend wie Gagarins Gesicht ist an diesem Morgen der Himmel nicht.

„Hier 625, verstanden. Führe aus. Gehe auf Landekurs"

Tschkalow-Flugplatz bei Schtscholkowo, vierzig Kilometer von Moskau entfernt. Flugfeld, Kontrollturm. Übungs-Luftraum über der benachbarten Wladimirer Gebietsregion.

Es ist kurz vor neun. In der Piloten-Garderobe haben Juri Gagarin und Andrijan Nikolajew ihre Spinde nebeneinander, in denen die Fliegerkombinationen aufbewahrt werden. Beide ziehen sich gemeinsam um, denn Nikolajew soll eine Viertelstunde nach Gagarin starten, dann, wenn dieser gelandet ist.

„Weißt du, Andrjucha, wir beide müssen es ganz besonders gut machen. Die Jungen, die passen auf uns Alte ganz schön auf", sagt Gagarin. Nikolajew beobachtet, wie Gagarin aus dem Uniformmantel die Brieftasche und ein paar Papiere herausnimmt und in die Brusttasche seiner abgetragenen, alten Lederjacke mit den vielen Reißverschlüssen steckt.

Er fragt ihn: „Jura, warum nimmst du die ganzen Sachen mit? Sogar die Essentalons."

Gagarin entgegnet ihm: „Die Essentalons kann man überall gebrauchen. Wer weiß, was alles passieren kann. Für alle Fälle."

Gagarin winkt seinen Freunden noch einmal zu. Er klettert zuerst in die vordere Kabine der MiG-15 UTI. Serjogin, der auf der Tragfläche steht, beugt sich zu ihm hinein, erklärt irgend etwas. Dann steigt er in das hintere Cockpit.

Die Piloten, die später starten sollen, verfolgen gespannt über die Kopfhörer ihrer Fliegerhauben den Funksprechverkehr zwischen 625 und Achat. An den schwarzen Borduhren mit den phosphornen Zeigern und Ziffern lesen sie die einzelnen Flugphasen ab, nach Minute und Sekunde. Vermerken den Beginn der einzelnen Dialoge Achat–625.

10. 15. 10. Gagarin: „Hier 625, bitte um Rollerlaubnis."

Achat: „Nicht erlaubt, 625." Kurz darauf wird er die Aufforderung erhalten, die Bremsen zu lösen.

10. 17. 33. Achat: „625, erlaube Rollen zur Startbahn." Gagarin: „Verstanden, beginne."

10. 18. 42. Gagarin: „625, zum Start bereit."

10. 18. 45. Achat: „Erlaube Start, 625."

10. 19. 40. Gagarin: „Hier 625, leite erste Kurve ein." Achat: „Verstanden. Quittiert."

10. 20. 45. Gagarin: „Hier 625, gehe aus der zweiten Kurve zur Steiglinie." Achat: „Erlaubt, 625." Gagarin: „Habe verstanden."

10. 21. 46. Gagarin: „Hier 625, beginne von der Steiglinie Steigen bis auf 4200." Achat: „625, erlaube es." Gagarin: „Verstanden, beginne mit der Ausführung." Achat: „Übergang in die dritte Kurve."

10. 21. 50. „Hier 625, habe verstanden." Jetzt beginnt das Steigmanöver mit Kurs auf die Zone 20, einen fest markierten Übungsraum in der Nähe der Rayonstadt Kirshatsch.

10. 22. 16. Gagarin: „625 fliegt von der Steiglinie in die Zone 20, mit Steigen bis auf 4200." Achat: „Erlaube bis 4000." Gagarin: „Hier 625, habe verstanden." Bald werden sie die untere Wolkenschicht durchstoßen und für einige Sekunden klare Sicht haben.

10. 23. 56. Achat: „625, melden, wenn Sie die Wolken durchstoßen."

10. 24. 00. Gagarin: „Hier 625, Wolkendecke durchstoßen. Zwischen beiden Wolkenschichten." Achat: „Habe verstanden." In zwei Minuten wird die MiG-15 UTI die Höhe für das vorgeschriebene Kontrollprogramm erreichen.

10. 25. 50. Gagarin: „Hier 625, habe die Zone 20 besetzt. Höhe 4200. Erlauben Sie Durchführung der Aufgabe." Achat: „625, habe Sie verstanden. Erlaube Durchführung." Gagarin: „Hier 625, habe Sie verstanden. Führe aus." Vollkreise mit 30 Grad Schräglage. Spiralen mit geringer Schräglage. Sturzflüge mit Sinken von fünfzig Metern pro Sekunde. Übergang in Kampfkurven nach rechts und links. Vier Minuten und zwanzig Sekunden dauern die Flugmanöver, die Gagarin exakt nach Plan und Zeit durchführt. Er ist zufrieden. Das wird man seiner Stimme im nächsten Funkspruch anmerken.

10. 30. 10. Gagarin: „Hier 625, Aufgabe in Zone 20 beendet. Bitte um Erlaubnis für Wende auf Kurs 320." Achat: „625, erlaube." Gagarin: „Hier 625, verstanden. Führe aus. Gehe auf Landekurs."

In einer guten Minute muß sich 625 wieder melden. Gagarin bleibt stumm.

10. 32. 30. Achat: „625, Ihre Höhe. 625, Ihre Höhe. 625, Ihre Höhe." Der Flugleiter ruft hastig in sein Mikrophon. 625 antwortet nicht. Von den Radar-Operateuren erhält er die Information: „Die Maschine ist von den Bildschirmen verschwunden." Kein Funkmeß-Kontakt mehr mit der MiG, die am Rumpf die Bordnummer 18 trägt. Pawel Popowitsch, der Raumfahrer-Veteran, der zusammen mit Alexej Leonow und einer Gruppe angehender „Sojus"-Bordingenieure im Übungsraum bei Kirshatsch Fallschirmabsprünge aus dem Hubschrauber übt, sagt, als so gegen halb elf ein Donnern aus der Luft herüberdringt: „Da hat wieder einer gegen die Vorschriften gehandelt und im Tiefflug die Schallmauer durchstoßen."

Dieses Donnern hört die Kosmonauten-Gruppe fünfzig Sekunden nach dem letzten Funkspruch Gagarins.

Als man später an den durch die Aufprallwucht verursachten Zeigerabdrükken der Borduhren mit kriminalistischen Mitteln die Absturzzeit herausgefunden hat, erfährt man, daß Gagarin fünfzig Sekunden vor seinem Tode sich das letzte Mal als 625 meldete. Und welche Zuversicht sprach aus seinen Worten: „Gehe auf Landekurs." Fünfzig Sekunden, in denen etwas geschah, was bis heute nicht eindeutig geklärt werden konnte.

„Nikolai Petrowitsch, halten Sie mich auf dem laufenden"

Hauptstab der sowjetischen Luftstreitkräfte in Moskau. 27. März 1968 morgens.

Generaloberst Nikolai Kamanin, der legendäre Tscheljuskin-Flieger, trifft um 8.30 Uhr in seiner Dienststelle ein. Der bekannte Polarflieger ist der oberste Kosmonauten-Chef. Zwischen ihm und Gagarin hat sich ein Vater-Sohn-Verhältnis entwickelt. Erst gestern haben sie wieder zusammengesessen. Und heute will er unbedingt hinaus auf den Tschkalow-Flugplatz. Er will erleben, wie Gagarin allein mit der MiG-17 aufsteigt.

Kamanin geht zuerst zu Konstantin Werschinin, dem Hauptluftmarschall und Befehlshaber der Luftstreitkräfte. Werschinin hat vor acht Jahren die erste zwanzigköpfige Raumflug-Mannschaft, zu der Gagarin, Titow, Nikolajew, Popowitsch, Bykowski und Leonow gehörten, als eigenständige Fliegerformation bestätigt.

Kamanin: „Konstantin Andrejewitsch, wenn alles klappt, werden wir heute Gagarin wieder zu Alleinflügen zulassen."

Werschinin, der grauhaarige hochgewachsene Luftmarschall, dämpft die Vorfreude, die aus Kamanin spricht: „Hören Sie erst, was Serjogin und Kusnezow, der Chef im Sternenstädtchen, für eine Einschätzung des letzten Kontrollfluges geben."

Kamanin erzählt nun von der gestrigen Begegnung mit Gagarin: „Ich habe Gagarin geraten, kürzerzutreten – nach der Verteidigung seiner Dissertation an der Shukowski-Akademie. Aber er stürzt sich wieder wie ein Besessener auf die Fliegerei. Ich sagte ihm: ‚Jura, da wird ein ganz schönes Tempo vorgelegt. Achtzehn Flüge in ein paar Tagen.' Und wissen Sie, was er mir entgegenhielt?"

Werschinin darauf: „Seinen Elan verstehen wir beide doch sehr gut! Endlich wieder selbst fliegen. Wäre es uns anders gegangen? Na, und wie hat er pariert?"

Kamanin darauf mit sichtlichem Stolz: „Nikolai Petrowitsch, hat er gesagt. Was heißt kürzertreten? Sind wir nicht als Kosmonauten ausgesucht worden, um große Belastungen auszuhalten?"

Der Befehlshaber der Luftstreitkräfte lacht: „Das ist Logik. Was soll man zu diesem Jura noch sagen."

Kamanin spürt, daß jetzt der Moment günstig ist, vorsichtig eine Bitte vorzutragen: „Konstantin Andrejewitsch, ich möchte gern dabei sein, wenn Gagarin nach so langer Pause wieder allein starten kann. Aber für zwölf Uhr ist im Zentralkomitee eine Beratung anberaumt worden, an der ich teilnehmen soll."

Werschinin reagiert sofort: „Von dieser Sitzung kann ich Sie nicht befreien. Da müssen Sie hin. Über Gagarins Kontrollflug, Nikolai Petrowitsch, halten Sie mich auf dem laufenden."

Zwei Stunden später stürzt Kamanin, ohne den Adjutanten zu beachten, in Werschinins Kabinett: „Konstantin Andrejewitsch, um zehn Uhr fünfzig habe ich die Nachricht erhalten, daß um zehn Uhr einunddreißig der Funkkontakt mit Gagarins Flugzeug abgebrochen ist. Kein Leuchtpunkt mehr auf den Radarschirmen. Kein Kontakt mit der Maschine. Keine Nachricht, daß Gagarin und Serjogin katapultierten. In zehn Minuten geht der Treibstoff zu Ende."

Werschinin ordnet ohne Umschweife an: „Suche einleiten. Treffen Sie alle erforderlichen Maßnahmen, die in diesem Fall zu treffen sind. Ich veranlasse weitere Schritte."

Kamanin: „Suche schon eingeleitet. Flugzeuge und Hubschrauber bereits

im Einsatz. Zusätzliche Radar-Stationen eingeschaltet."
Beim Hinausgehen sagt er: „Ich fahre nicht ins Zentralkomitee. Ich fahre sofort ins Sternenstädtchen und auf den Flugplatz."
Der Luftmarschall nickt: „Das ist klar."
In Kusnezows Arbeitszimmer sind mehrere Offiziere und Generale versammelt, die auf Kamanin warten. Der tritt mit gesenktem Kopf herein. Er schaut nicht hoch, als er zu fragen beginnt: „Was ist los, was ist veranlaßt worden? Gibt es schon irgendwelche Nachrichten?" General Puschko antwortet: „In der Luft befinden sich zwei Flugzeuge Il-14 und vier Helikopter Mi-4. Die Suche wird im Rayon Kirshatsch durchgeführt. Östlich von Moskau. Aus der Luft ist noch nichts entdeckt worden."
Kamanin entscheidet, die Fahndung nach Planquadraten von zehn mal zehn Kilometern fortzusetzen, wobei die Hubschrauber aus Höhen zwischen fünfzig und einhundert Metern und die Iljuschin-Flugzeuge aus Höhen zwischen dreihundert und sechshundert Metern das Gebiet absuchen sollen.
Über vier Stunden nach Abbruch der Funkverbindung gibt es keine Koordinaten von der Maschine mit der Bordnummer 18. Erst 14 Uhr 50 wird auf dem Kontrollturm des Tschkalow-Flugplatzes folgender Funkspruch quittiert: „Die Besatzung des Hubschraubers mit Bordnummer 27 hat etwa drei Kilometer vom Dorf Nowoselowo die Trümmer eines Flugzeuges gesichtet." Es folgen die genauen Koordinaten.
Kamanin beordert sofort einen Helikopter heran und fliegt mit mehreren Offizieren nach Nowoselowo. Er schaut durch das runde Kabinenfenster. Vielleicht findet er einen weißen Punkt von einem Fallschirm. Aber wie soll er das erkennen bei diesem Schnee. „Näher heran", verlangt er von dem Hubschrauberführer. Näher heran an die Absturzstelle. Noch ist nicht erwiesen, daß es Gagarins Maschine ist.
Etwa achthundert Meter von der Waldlichtung, auf der das Flugzeugwrack gesichtet wurde, finden sie einen geeigneten Landeplatz. Sie müssen durch knietiefen Schnee mühsam zu der Waldlichtung vordringen. Erst gegen sechzehn Uhr sind sie dort. Es dämmert. Ein Suchtrupp ist bereits an den Trümmern. Einer findet eine Kartentasche. Mit Filzstiften, wie sie Gagarin benutzt. Aber das ist kein Beweis, beim Absprung hätte sie in der Kabine zurückbleiben können.
Noch sind sie nicht sicher, daß es Gagarins Maschine ist. Der Bug steckt tief in der Erde, die Bordnummer ist nicht zu identifizieren.
Aber dann wird aus den Trümmern der hinteren Kabine ein toter Flieger geborgen. Es ist Wladimir Serjogin.
Es wird dunkel. Kamanin befiehlt: „Bergung und Suche einstellen. Wir dürfen in der Finsternis keine Spuren verwischen. Bis morgen früh, bis zum ersten Dämmerlicht."
Abends und nachts, von zwanzig Uhr bis um halb drei, erörtert die von Werschinin berufene Unfallkommission auf dem Tschkalow-Flugplatz die Ereignisse. Den Vorsitz führt Werschinins Stellverteter, Generaloberst Kutachow.
Die Partei- und Staatsführung wird in Kenntnis gesetzt: Testpilot Oberst Wladimir Serjogin beim Absturz ums Leben gekommen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß auch Juri Gagarin tot ist. Aber es gibt keinen endgültigen Beweis. Einer fragt: „Müssen wir nicht jetzt schon Valentina Iwanowna, Gagarins Frau, benachrichtigen?" Kamanin unmißverständlich hart: „Nein."

„Da, oben in der abgerissenen Birke hängt etwas..."

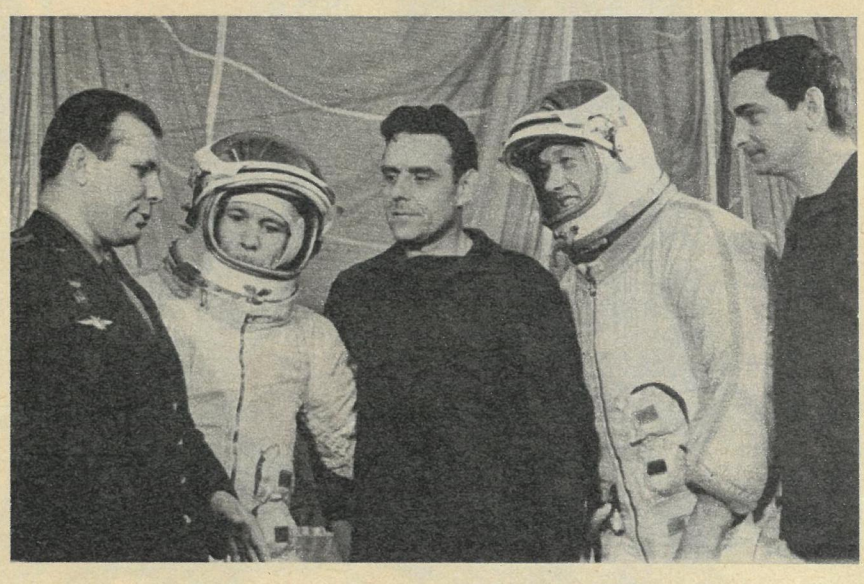
An der Absturzstelle. Am frühen Morgen des nächsten Tages.

Im ersten Morgengrauen wird auf der Waldlichtung und im Umkreis von mehreren Kilometern die Suche nach Trümmern des Flugzeuges und nach Juri Gagarin fortgesetzt.
Um 5 Uhr 15 starten zwei Hubschrauber vom Tschkalow-Flugplatz zum Unglücksort. An Bord die Mitglieder der Unfallkommission der Luftstreitkräfte. Auch die Generaloberste Kamanin und Kutachow, der Stellvertretende Oberbefehlshaber.
Über zwei Stunden verrinnen, ohne daß etwas Entscheidendes gefunden wird. Dann wird über Funk aus dem Sternenstädtchen eine Nachricht übermittelt, daß die gestern gefundene Kartentasche tatsächlich Gagarin gehört.
Eine weitere Bestätigung des Wahrscheinlichen. Aber noch nicht der endgültige Schluß.
Kamanin, der so viele Freunde im Kriege, so viele ihm nahestehende Piloten bei Flugzeugabstürzen verloren hat, stemmt sich gegen die drückende Last der Selbstvorwürfe: Warum habe ich das Jura erlaubt? Warum die Flugsperre aufgehoben, die man dem ersten Kosmonauten in Sorge um sein Leben auferlegt hatte?
Schweigsam gehen die beiden Generale nebeneinander durch den niedergetrampelten Schnee. Schweigend beobachten sie an der Aufschlagstelle die Ausgrabungsarbeiten, um den Bug mit der vorderen Kabine, in der Gagarin saß, und das Triebwerk freizulegen, das sich mit der Wucht seiner Masse in die Erde gebohrt hat. Was werden sie aus dem Loch herauszerren? Beide wenden sich ab, als wollten sie einen Gedanken abweisen. Ohne ein Wort zu wechseln suchen sie gemeinsam die Waldlichtung mit ab. Beide schauen fast gleichzeitig zum Boden herunter. Beide bücken sich zugleich, um irgendwas aufzuheben und zu betrachten. Beide blicken fast gleichzeitig nach oben in die von der herunterstürzenden Maschine scharf abgesägten Baumkronen. Beide heben suchend die Köpfe. Kaminin: „Da, oben in der abgerissenen Birke hängt etwas."
Auch Kutachow hat es im selben Moment bemerkt. Ein Blick auf die Uhr. 7 Uhr 52 ist es.
Etwa zwölf Meter über ihren Köpfen hängt ein schwarzer Fetzen. Als das Stück heruntergeholt wird, liefert es eine endgültige Antwort. Ein Lederfetzen von einer dunklen Fliegerjacke.
In der Brusttasche findet man ein Bild von Sergej Koroljow, dem Konstrukteur, der Gagarins Raumschiff entworfen hatte, Essentalons, ausgeschrieben auf den Namen Jüri Alexejewitsch Gagarin, vierzig Rubel und ein paar Kopeken.
Gegen acht Uhr morgens an diesem März gibt es für das Gefühl keine Hoffnung mehr. Und wenig später zieht man den toten Kosmonauten aus der vorderen Flugzeugkabine. Die Hand umklammert das Steuer.
Kutachow zu Kamanin: „Es ist an der Zeit abzufliegen, Nikolai Petrowitsch. Wir müssen Meldung machen."

☆

Zwei Monate untersuchen Expertenkommissionen die Katastrophe, rekonstruieren den Hergang des Absturzes. Mit jeder neuen These tauchen neue Fragen auf. Noch nie zuvor wurde ein Flugzeugunglück so umfassend untersucht wie dieses vom Morgen des 27. März 1968. Neunundzwanzig dicke

Zwischen Flugzeug und Raumschiff: Mit der Jak-18 begann es. Flugschüler Gagarin nach einem Alleinflug 1956 (Bild oben). Glückwünsche für Alexej Leonow, als dieser die Prüfung als Hubschrauberführer ablegte (Bild Mitte). Vorbereitung für gemeinsame „Sojus"-Raumflüge – Gagarin mit Chrunow, Komarow, Jelissejew und Bykowski (unten von links nach rechts).



Bilder, die unvergessen bleiben: Gagarin mit Valentina Tereschkowa. Gagarin mit seinem Vater. Der erste Kosmonaut verunglückte tödlich am 27. März, an Vaters Geburtstag.

Der Tag, an dem dies Lächeln starb

Bände mit Berechnungen und Skizzen, mit medizinischen Untersuchungen – selbst Blutproben wurden den tödlich Verunglückten entnommen – und mit eingehenden Materialprüfungen der wichtigsten Flugzeugteile.

Die Kommissionen kommen zu keinem endgültigen Urteil. So werden die Umstände, die zum Absturz führten, nicht restlos und befriedigend gedeutet. Vor allem das Geschehen in den letzten fünfzig Sekunden des zwölfminütigen Fluges sind nicht aufgeklärt worden. Dieses Geheimnis nehmen Gagarin und Serjogin mit in den Tod. So bleibt die Frage, die Millionen stellen, offen: Warum mußten an diesem Märzmorgen vor zwanzig Jahren der erste Kosmonaut und ein erfahrener Testpilot einen scheinbar harmlosen Kontrollflug mit ihrem Leben bezahlen? Und es ist legitim, daß auch zwei Jahrzehnte nach diesem Unglück Fachleute sich mit der Klärung dieser Katastrophe beschäftigen. Neue Thesen und Deutungen wird es geben. Neue Vermutungen und scheinbar logische Erklärungen. Aber wird es je die genaue Aufklärung noch geben können?

Fünfundneunzig Prozent der Teile der zerstörten MiG-15 UTJ wurden in einer beispiellosen Suchaktion für die Unfallkommissionen zusammengetragen. Fünfundneunzig Prozent des tarierten Trockengewichts dieser Maschine wurden von Ingenieuren und Wissenschaftlern begutachtet. Fünfundneunzig Prozent, und auch keine hundertprozentige Aufklärung...

☆

Was dem Unglücksflug vorausging, was in der Luft geschah oder passiert sein könnte, soll in einer späteren Veröffentlichung geschildert werden. Auch das, was man jetzt neu zu wissen glaubt.

Indes die Frage, die am meisten aufgeworfen und sicher nie verstummen wird, muß nicht mehr beantwortet werden: Warum durfte Gagarin wieder fliegen?

Gagarin hat es selbst so bestimmt. Zwei Wochen vor dem letzten Kontrollflug trug er in sein Tagebuch ein: „Ich habe keine stärkere Leidenschaft als den Hang zum Fliegen. Ein Flieger muß fliegen. Immer wieder fliegen."

Seine Freunde, die in den letzten Jahren viel Zeit darauf verwendet haben, die neunundzwanzig Bände Untersuchungsberichte auf andere Art zu durchdenken und in neue Computermodelle umzusetzen, Kosmonauten-Kommandeur Alexej Leonow und Professor Sergej Belozerkowski, stellen außer Zweifel, daß diese Frage überhaupt ein Gegenstand für Erörterungen ist.

Gagarin ohne Flugzeug? Gagarin ohne Raumschiff? Es wäre nicht mehr Gagarin. Und nicht der Kosmospionier, dessen Lächeln uns in Erinnerung bleiben wird.

Fotos: APN, Chalip (1)

Eine Mutter nimmt Abschied von ihrem Sohn: Anna Gagarina an der Kreml-Mauer am 30. März 1968.

Trenčin – Stadt der gut angezogenen Männer und der gut gehenden Maschinen. Links: System „F 2 200“ zur computergesteuerten Produktion von Zahnrädern, eine Gemeinschaftsentwicklung von ČSSR, Bulgarien, UdSSR, DDR.

Wie ein Ausrufezeichen steht die Burg auf hohem Kalkstein in der lieblichen Flußlandschaft des Váh, man erblickt sie schon lange vor der Stadt. Keiner der vielen Burgbesucher, der nicht wenigstens kurze Rast am „Brunnen der Liebe“ hielte. Leute, höret die Geschichte!

Im 17. Jahrhundert war es, als Stefan Zapolski von hier aus herrschte über das Land zwischen Tatra und Waag. Von einem seiner Feldzüge brachte er die schöne Türkin Fa-

Fatimas Wiederkehr

Als Trenčin noch Laugaricio war – Zwischen Mittelalter und Brasilia – Kesselflickers Enkel: Streiflichter aus einer slowakischen Kreisstadt von Fritz Jahn (Text) und Lothar Willmann (Fotos).

tima mit. Die aber war dem reichen Kaufmann Omar versprochen, und der beeilte sich, die Geliebte freizukaufen, indem er sie mit Gold aufwog. „Gold hab ich selbst genug, bau mir einen Brunnen", entgegnete der Herrscher, „dann sollst du sie wiederhaben."

Der Bräutigam rückte mit 300 Bausoldaten an. Als sie den Brunnen fertig hatten, waren fast alle an Entkräftung gestorben. Omar ging mit einem Glas zum Burgherrn. „Da hast du Wasser", sagte er, „doch ein Herz, Zapolski, hast du nicht!" – In Wahrheit haben Leibeigene im 15. Jahrhundert den 80 Meter tiefen Schacht gegraben, sie brauchten dazu 24 Jahre. Wir bleiben dennoch bei der Legende, denn Fatimas anregende Wirkung hält an bis zum heutigen Tag.

Dazu muß man wissen: Trenčin wird auch „Stadt der Mode" genannt. Hier befindet sich das Zentrum der slowakischen Bekleidungsindustrie, allein der Stammbetrieb produziert vier Millionen Anzüge, Sakkos, Hosen und Mäntel pro Jahr. Das reicht, das Straßenbild mit auffällig viel gutangezogenen Männern zu schmücken, vom Export ganz zu schweigen: 1,5 Millionen Stück Garderobe jährlich in die Sowjetunion, Direktlieferung per Lastwagen nach Kiew und Moskau (Kaufhaus „Praga"), regelmäßige Testverkäufe im Zentralen Warenhaus in Saporoshje, Arbeiteraustausch mit dem dortigen Textilkombinat.

Fruchtbare, über zwei Jahrzehnte währende Partnerkontakte bestehen auch zum VEB Herrenmode Dresden. Die Trenčiner waren Vorreiter bei der Einführung des computergesteuerten Zuschnitts im RGW-Bereich. Dresden konnte mit mancherlei technologischen Neuerungen und einer gut durchdachten Studie über die effektive Lagerung von Stoffen und anderem Grundmaterial dienen.

Zurück zu unserer legendären Türkin. Die besten Kreationen der slowakischen Konfektionsindustrie

Fatimas Wiederkehr

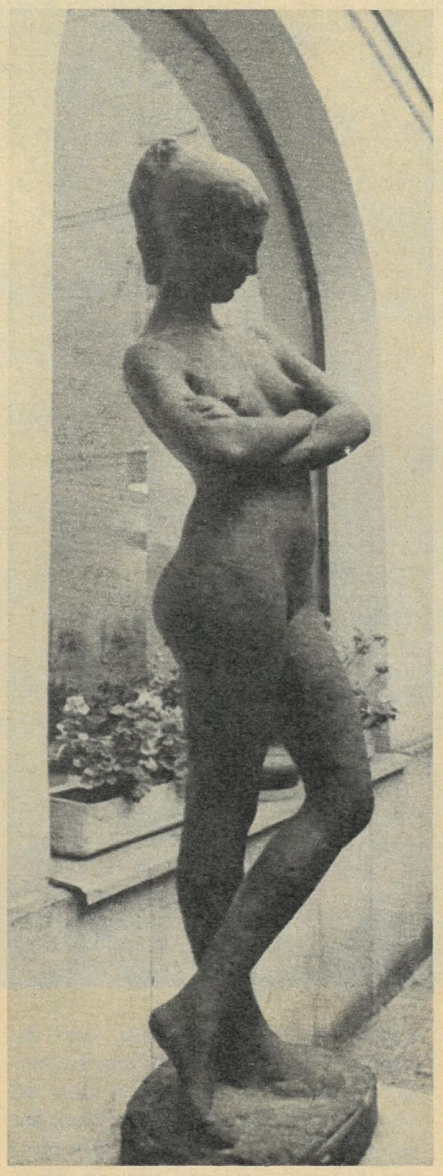
werden jeweils mit der „Goldenen Fatima“ ausgezeichnet. Allerdings – gehen die Modelle nicht binnen eines Jahres in Serie, bekommen die Betriebe Medaille wie Prämie aberkannt. Fatima läßt sich nicht hinters Licht führen.

★

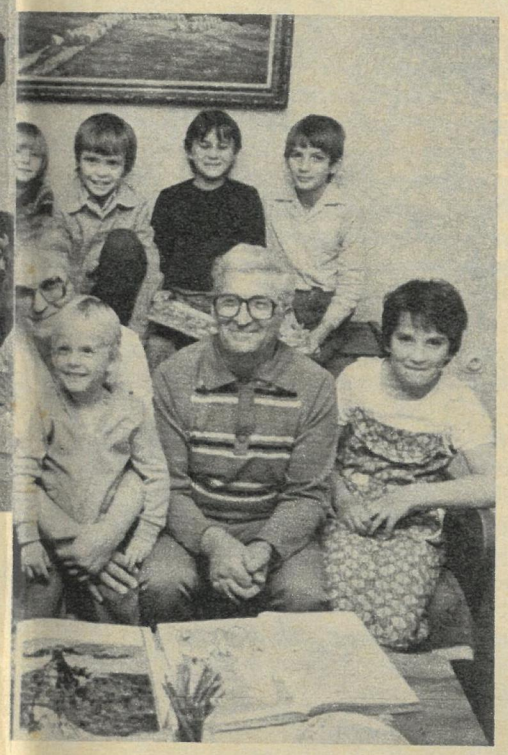
Auf einer alten handgezeichneten Landkarte, die wir in einem Buchladen sahen, ist die Umgebung Trenčins als „Hungerlandt“ eingezeichnet. Weil es in der Heimat kein Brot für sie gab, fuhren im vergangenen und zu Beginn dieses Jahrhunderts Zehntausende von Slowaken in den vollgestopften Zwischendecks der Auswandererschiffe gen Amerika. Zur gleichen Zeit zogen armselige Gesellen in den Gegenden von Donau und Rhein von Haus zu Haus und boten sich an, alte Töpfe zu reparieren. Fragte man sie nach dem Woher, erhielt man in der Mehrzahl der Fälle die Antwort „aus Trenčin“. Kesselflicker, das war eine Art Synonym für die Trenčiner geworden.
Und das wurde uns ausgerechnet bei TOS erzählt! TOS ist das Trenčiner Werk für Universalspitzendrehbänke, einziges seiner Art in der gesamten ČSSR und eines der tonangebenden in Mitteleuropa. Seit den 50er Jahren hat der Betrieb über 100 000 Maschinen in die UdSSR verkauft, enge Zusammenarbeit besteht mit dem Forschungsinstitut für Werkzeugmaschinenbau in Rjasan. TOS-Erzeugnisse (fast ein Drittel des Exportvolumens geht ins nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet) arbeiten auch in Japan, in der Türkei, in Schweden, Malaysia, der BRD und Thailand.
Wer auf den internationalen Märkten bestehen will, muß selbstverständlich mit moderner Elektronik aufwarten. Das beginnt schon bei der Produktion einzelner Bauteile. Besonders beeindruckt waren wir von einem elastischen Maschinensystem zur Herstellung von 157 verschiedenen Sorten von Zahnrädern, insgesamt 350 000 im Jahr. Diese „F 2 200“ genannte Fließlinie entstand unter Federführung unseres Werkzeugmaschinenkombinats „7. Oktober“, beteiligt waren daran vier sozialistische Länder: Bulgarien mit Manipulatoren, die Sowjetunion mit speziellen Drehbänken, die DDR mit Computern, die ČSSR mit spanabhebenden Automaten.
Hut ab vor den Enkeln der Kesselflicker!

★

Vor den Toren von Trenčin liegt das „Kinderstädtchen“, 17 stattliche, sehr geräumige Einfamilienhäuser. Statt Nummern gibt es Bildsymbole über den Haustüren; Blumen, Märchenfiguren, Tiere. Wir klopften am Haus „Fuchs“, unangemeldet, abends. Der Waschautomat war kaputtgegangen, Frau Miščikova plagte sich mit einem Berg von Kleidung, drei Mädchen halfen spülen. Herr Miščik, der Hausherr, probte im Klubhaus um die Ecke mit dem Jugendblasorchester. Familienalltag.
Das Besondere ist nur: Diese 17 Familien in den 17 Häusern sind nicht natürlich gewachsen. Ihre 210 bis 220 Kinder sind entweder Waisen oder von Vater und Mutter Verlassene, oder sie kommen von asozialen Eltern, denen das Erziehungsrecht gerichtlich aberkannt werden mußte. „Jedes Kind“, sagte uns Frau Miščikova später, „bringt seine Tragödie mit. Wir bekommen sie bei der Einweisung ganz bewußt nicht gesagt, wir erfahren sie erst im Laufe der Zeit, und das ist wahrscheinlich gut so. So sind wir weniger belastet, behandeln den Neuankömmling ganz normal. Für uns ist das einfach ein Kind, das Hilfe braucht und Liebe.“
Dreizehn Jahre besteht das „Kinderstädtchen“ von Trenčin-Zlatovče nun schon. Je ein Erzieher-Elternpaar – unsere Gastgeber sind beide Lehrer von Beruf – betreut zehn bis fünfzehn Kinder, eigene eingeschlossen. Alles ist so organisiert, daß es sich den Lebensbedingungen einer durchschnittlichen Familie so weit wie möglich annähert. Die Miščiks haben zur Zeit dreizehn Kinder, das jüngste drei, das älteste neunzehn Jahre alt. Eines geht in den Kindergarten, sechs besuchen die Grundschule, drei sind in der Lehre, zwei absolvieren eine Fachschule für Geflügelzüchter, eins studiert an einer pädagogischen Hochschule. Je zwei bis drei Kinder bewohnen ein Zimmer, Geschwister bleiben zusammen, die Älteren kümmern sich um die Jüngeren. Wenn ihre Ausbil-



Die Erzieher-Eltern Ladislav Miščik und Maria Miščikova mit den Kindern Patricia, Ludko, Beatka, Mirko, Evka, Robko und Magkéta (Foto rechts). Die sechs Größeren aus der „Familie“ waren zur Zeit unseres Besuches unterwegs: Disko, Abendschule, Sport.



Trenčiner zwischen sieben und siebzig. In den vergangenen vier Jahrzehnten hat sich die Zahl der Einwohner von 15 000 auf 55 000 erhöht.

dung beendet ist und sie auf eigenen Füßen stehen können, verlassen sie das Haus, aber sie haben das Recht, auf Besuch zur „Familie" zu kommen, wann immer ihnen danach zumute ist.
Hat sich das aufwendige und bislang einzige Erziehungsexperiment dieser Art im Land bewährt? Frau Miščikova, die mit ihrem Mann fast von Anfang an dabei ist, nickte. „Gestern erst haben wir wieder zwei von unseren Kindern verabschiedet. Es gab Torte, Blumen, Geschenke und Tränen auf beiden Seiten. Die 20jährige Tanja ist Sozialarbeiterin geworden und wird heiraten, die 19jährige Stena will nach Abschluß der Lehre als Automobilfacharbeiterin in einer anderen Stadt arbeiten. Alle, die uns verlassen haben, sind gute und tüchtige Menschen geworden und – soweit sie schon eigene Kinder haben – die fürsorglichsten Väter und Mütter, die man sich nur denken kann."

★

Zweibeiner, die an Baum und Bank die Hand heben müssen, um ihre Marke zu setzen, sind in Trenčin so unbeliebt wie anderswo. Mit einer Ausnahme. Deren Ritzkunst hat man sogar hinter Glas und Rahmen gebracht. Besucher des Hotels „Tatra" können das Werk durch ein Hinterfenster an einer Felswand bewundern, und gegen einen Obolus sagt einem eine weibliche Kassettenstimme, worum sich's handelt.
Ein Herr Maximianus, militärischer Würdenträger in der II. Legion des Marcus Aurelius und seines Sohnes Kommodos, ließ im Jahre 179 unserer Zeitrechnung in den Stein meißeln, daß er es den germanischen Quaden an dieser Stelle tüchtig gegeben habe und nunmehr mit 855 Soldaten allhier, 120 Kilometer von der Nordgrenze des Römischen Reiches entfernt, zu überwintern gedenke.
Die Inschrift ist wissenschaftlich beglaubigt. Ergo war Trenčin ganz früher einmal die römische Siedlung Laugaricio und hat jetzt immerhin 1809 Jahre auf dem Buckel. Man sieht es der Stadt an, wie über sie gedacht wurde.
Als 1945 die neue Zeit begann und die Slowaken nicht mehr lange Stiefkinder waren im Familienverband der Tschechen und Slowaken, ging es auch mit Trenčin bergauf. Kleine Betriebe expandierten, große Werkhallen entstanden, neue Wohnviertel wurden nötig. Leider bot der historische Stadtkern ein trauriges Bild. Verwahrloste Häuser und, als ob sie sich gesucht und gefunden hätten, Bewohner, die sozial aus den Fugen geraten waren.

Zwei Gruppen bildeten sich im Rathaus. Die einen wollten Altes rigoros abreißen und durch Neues ersetzen, die anderen feinfühlig sanieren. Um es verkürzt zu sagen: Während die einen unermüdlich katalogisierten, ließen die anderen fleißig ihre Kräne kreisen. Im Ergebnis dessen besitzt Trenčin heute die ausgewogenste denkmalpflegerische Konzeption, die je in der Slowakei für eine Stadt erarbeitet wurde – und das Modernste an Architektur in diesem Landstrich. Ohne Vorwarnung gelangt man mit wenigen Schritten aus dem Mittelalter (Jesuitenkloster, Kirchen, Stadttor) in eine Art Klein-Brasilia (Hotelquader, Warenhauswürfel, polyedrisches, weißmarmornes Superding von Armeekulturpalast). Die Architekten versuchen jetzt, durch eine Zone erneuerter Alt- beziehungsweise auf alt gemachter Neuhäuser einen sanfteren Übergang zwischen den baulichen Welten zu schaffen.
Bürgermeister Rehák, der früher zu den Abrißanhängern gehörte, ist stolz darauf, daß Trenčin nunmehr den regierungsamtlich beschlossenen Status einer „Stadt der Denkmalsrestauration" zuerkannt bekommen hat. Das bedeutet den höchstmöglichen Grad des Schutzes wertvoller Bausubstanz und natürlich auch höhere finanzielle Zuwendungen für deren planmäßige Rekonstruktion.
In Halle (die Westslowakei und unser Chemiebezirk pflegen Partnerbeziehungen) hat er gesehen, wie sich junge Leute mit staatlicher Förderung alte Wohnungen ausbauen. So machen sie es jetzt auch in Trenčin, fürs erste bei 24 Wohneinheiten. „Mir gefällt", sagte der Bürgermeister, „wie es euch in der DDR gelingt, die Einwohner zur Mitarbeit in kommunalen Angelegenheiten zu gewinnen. In Trenčin gibt es für meinen Geschmack noch zu viele, die sich nur um die eigenen vier Wände kümmern, aber auch das vor der Tür gehört doch dem Bürger. Erfreulicherweise fangen die Betriebe an, mehr und mehr über ihre Pförtnerhäuschen hinauszudenken und sich für das Antlitz der Stadt, die Sauberkeit, die Blumen, die Lebensbedingungen überhaupt mit verantwortlich zu fühlen."

★

Sonst noch Bemerkungen zu Trenčin? Ja. Jährliche Leistungsschau der Amateurfotografen aus der ganzen Slowakei, beachtliches Niveau. Alle drei Jahre Wettbewerb der großen Blasorchester. „Stadt der Ausstellungen", 30 pro Jahr allein im ehemaligen Jesuitenkloster, einem herrlichen Barockbau des ausgehenden 17. Jahrhunderts, in dem sich eine der schönsten Galerien des Landes befindet, die sich vor allem der Bewahrung und Pflege slowakischer Gegenwartskunst verschrieben hat und dafür einen Jahresetat von mehreren Millionen Kronen besitzt...

Im nächsten Heft:

Jahrhunderte auf Tuchfühlung

Die Stadtgeschichte von Prag währt gute 1000 Jahre. Überstrahlen oder überschatten sie alles? Den Verkehrsplanern jedenfalls bereitet der Respekt vor der „Mutter der Städte" manches Kopfzerbrechen.

Foto: P. Meißner

Ein Netzwerk rund um den Erdball

Welchen Beitrag zum Frieden können atomwaffenfreie Zonen leisten? Welche Projekte und Realitäten existieren für das Überleben der Menschheit?

Chancen für eine Herzprothese?

Im Schnitt sieben Liter Blut pro Stunde pumpt das Herz durch den menschlichen Körper. Eine gigantische Leistung unseres natürlichen Motors, der, wenn er versagt, künftig durch eine künstliche Pumpe ersetzt werden könnte.

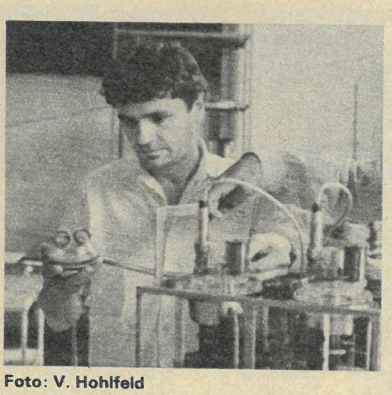


Foto: V. Hohlfeld

Zwei Künste

... begegnen sich in der neuen Mittelseitenserie „Reibungsflächen". Sie vereint Grafik namhafter Künstler der DDR und Texte bedeutender Vertreter der sowjetischen Literatur, die zu diesen Bildern anregten.

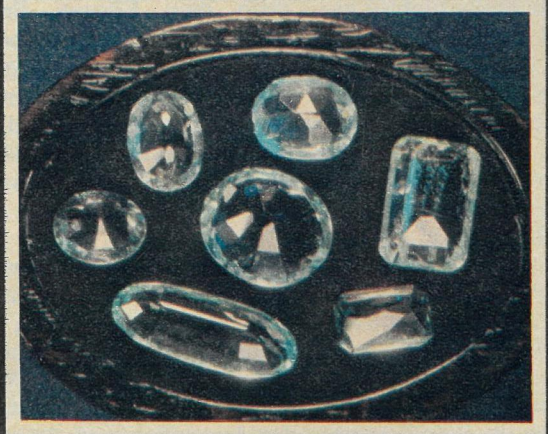
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Minerale – Gesteine – Erze

in den Geowissenschaftlichen Sammlungen der Bergakademie Freiberg

FREIE WELT (6)

„Mit Wohlgefallen laben wir uns am angenehmen Grün der Gräser, doch unvergleichlich größer ist das Vergnügen beim Betrachten eines Smaragds, denn sein Grün ist das Wohltuendste." So schwärmte der römische Schriftsteller Plinius von dem Vertreter der Beryllium-Minerale. Die edlen Varietäten des Beryll – Smaragd und Aquamarin – wurden schon im Altertum verwendet und verherrlicht. Nur ein geringer Gehalt an Chromsäure (bis zu 0,3 Prozent) sorgt für die Schönheit des Smaragds (Foto oben). Der Aquamarin erhält seine blaue Farbe von den Spuren zweiwertigen Eisens. Er ist von vielen Sagen umwoben und galt lange als Talisman. Den Seeleuten sollte er zur gefahrlosen Heimkehr verhelfen, und als sogenannter Monatsstein gewährte er den Märzgeborenen Schutz. Die wichtigsten Merkmale dieser beiden Edelsteine sind ihre Härte, die nach der zehnstufigen Mohsschen Härteskala bei 8 liegt, ihre auffallenden Farben und ihre hexagonalen (sechsseitigen) Kristallformen. Aquamarine weisen in ihren Kristallen oft klare, schleifwürdige Partien auf (Foto rechts: geschliffene Steine). Smaragde aber sind selten lupenrein. Innere Spannungen erzeugen Mikrorisse, die Gase oder wasserhelle Flüssigkeiten führen. Wasserhelle, vollendet gefärbte Steine aber werden höher geschätzt als Diamanten gleicher Größe. Bis zum Mittelalter zählten diese grünen Edelsteine zu den größten Seltenheiten mit grenzenlosem Wert, da nur zwei Vorkommen bekannt waren: Dschebel Sikait in Ägypten und das Habach-Tal in Österreich. Heute befinden sich die berühmtesten Smaragdlagerstätten in Kolumbien, in Simbabwe, Indien und Brasilien. Die bedeutendsten europäischen Fundorte liegen im Ural und nach wie vor im österreichischen Habach-Tal. Brasilien besitzt auch die größten Aquamarin-Fundstätten. Dort brach man 1910 den bisher größten Kristall, er wog etwa 109 Kilogramm. Aquamarine kommen unter anderem aus Nertschinsk in Sibirien. Beryllium-Minerale schmücken aber nicht nur die Frauen. Sie werden auch in der Technik genutzt. Beryllium ist ein wichtiger Bestandteil in Legierungen. Mit Kupfer zum Beispiel und in oxidischer Form finden wir es in hochfeuerfesten Materialien wieder. Die Verknüpfung günstiger Eigenschaften macht Beryllium unentbehrlich für die Raumfahrt und die Kerntechnik.



PREISFRAGE: Woher hat die blaue Beryll-Varietät ihren Namen?
Antworten bitte auf Postkarte bis 13. April 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056

Die richtige Lösung in Heft 4/88 lautete: Ja. Es gewannen: 100 M – H. Schulze, Forst-L.; 75 M – H. Mante, Potsdam; je 50 M – E. Neumann, Wolgast; Uffz. U. Müller, Groß Köris; A. Oswald, Pulsnitz.

Fotos: M. Knopfe, Text: Dr. F. Hofmann, Redaktion: Ch. Kotsch